Heinrich Laubes „Monaldeschi".

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät

der Philipps-Universität zu Marburg

vorgelegt von

Fritz Stißer

aus Hannover.

MARBURG

Buchdruckerei von Joh. Hamel

1927

Von der Fakultät als Dissertation angenommen
am 28. Juni 1927.

Berichterstatter: Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Elster.

Tag der mündlichen Prüfung: 29. Juni 1927.

Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen lieben Bruder Hans

in Dankbarkeit.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41556026_0085

Vorwort.

Bisherige Arbeiten über Laubes „Monaldeschi".

Heinrich Laubes „Monaldeschi", die erste bedeutendere Bühnendichtung des bereits 34jährigen Verfassers, ist bisher von der Wissenschaft stiefmütterlich behandelt worden. Aber mag dieses Trauerspiel, rein künstlerisch gesehen, auch nur bescheidenen Ansprüchen genügen, es reizt trotzdem zu näherer Betrachtung, weil die Wesensart seines Schöpfers aus ihm spricht. Vor allem der Titelheld hat mit seinem geschichtlichen Vorbilde eigentlich nur den Namen und das äußere Schicksal gemeinsam, sein inneres Ich ist vollkommen neu gestaltet. Aufgabe dieser Arbeit wird es sein, in der Entstehungsgeschichte die Beziehungen von Werk und Dichter aufzudecken, auf fremde Einflüsse hinzuweisen und daran anschließend eine Würdigung zu geben.

Von allem, was über den „Monaldeschi" geschrieben ist, erregt die Aufmerksamkeit vornehmlich, was der Dichter selber über das Kind seiner Muse auszusagen hat. Er tut dies in einer längeren Einleitung, die besonders über die Entstehungsgeschichte wertvolle Aufschlüsse gibt. Es wird an den geeigneten Stellen auf diese Einleitung näher eingegangen werden.

Einige treffende Gedanken über den „Monaldeschi" äußert Heinrich Hubert Houben in seinem Buche „Heinrich Laubes Leben und Schaffen" auf den Seiten 168—174. Houben weist kurz auf die Entstehungsgeschichte hin und gibt in großen Zügen den Inhalt des Stückes wieder neben einer knappgehaltenen Schilderung der Wesensart des Titelhelden und der Königin Christine. Einen etwas breiteren Raum nimmt die Erzählung des Bühnenschicksales der Dichtung ein. Houbens Ausführungen sind richtig, aber

wenig ausführlich, weil er den „Monaldeschi“ nicht allein betrachtet, sondern als einzelnes Glied in Laubes Gesamtschaffen.

In wie großem Maße der „Monaldeschi“ das Schaffen eines anderen zeitgenössischen Dichters, der wie Laube ein Schlesier von Geburt, beeinflußt hat, zeigt Otto Mayrhofer in seiner Arbeit „Gustav Freytag und das Junge Deutschland“. Saalfeld, der Held in Freytags Dichtung „Die Valentine“, ähnelt dem Titelhelden in Laubes Bühnenstück. Er ist „ganz der jungdeutsche, geniale Abenteurer und Glücksritter ohne ernsthafte Lebensziele mit etwas lockeren moralischen Grundsätzen, aber kühn, selbstbewußt, für Frauenherzen von unwiderstehlichem Reiz.“ (S. 27). Auch Freytags nächste Dichtung „Graf Waldemar“ kann ihre Verwandtschaft mit dem „Monaldeschi“ nicht verleugnen, doch sind im Titelhelden bereits andere Regungen mächtig, die hinüberleiten in die Bürgerlichkeit. Freytags spätere Werke haben zu Laubes Stück keinerlei Beziehungen mehr.

Eingehend hat sich Heinrich Bulthaupt in seiner „Dramaturgie des Schauspieles“ auf den Seiten 349—367 im dritten Bande mit Laubes Bühnendichtung beschäftigt. Bulthaupt steht der Richtung des Jungen Deutschland ablehnend gegenüber und seine Ausführungen über den jungdeutschen „Monaldeschi“ sind von einer Schärfe, die manchmal ein wenig über das Ziel hinausschießt. Es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen auf seine Beurteilung einzugehen, es bleibe dies der Würdigung vorbehalten.

Weitere Arbeiten über Laubes Dichtung sind nicht vorhanden.

I. Inhalt.

Da eine Inhaltsangabe wesentlich zum Verständnis einer Dichtung beiträgt, so wird im Nachstehenden eine solche gegeben. Der Grundzug von Laubes Bühnenstück ist folgender: Ein Abenteurer Monaldeschi, der unbekümmert um andere Menschen nur das eigene Glück erstrebt, zerstört fremdes Leben und findet selbst ein schreckliches Ende. Der Ort der Handlung ist der schwedische Königshof in Stockholm, später das Verdeck eines Schiffes auf hoher See, schließlich das Schloß in Fontainebleau mit der Hirschgalerie. Personen von Bedeutung sind neben dem Titelhelden die Königin Christine, ihr Ratgeber, der alte Graf Brahe, dessen Tochter Sylva und deren Verlobter, Graf Malström, ferner der Oberhofmeister Santinelli und der Höfling von der Schnure. Weiter ausgeführt nimmt die Handlung folgenden Verlauf: Monaldeschi, ein Nachkomme des schwedischen Reichsgrafen Sture und einer Italienerin, fährt aus der Heimat seiner Mutter übers Meer in das Land seines Vaters, um sein Glück am Hofe von Schwedens Königin zu suchen. Er macht durch Zufall die Bekanntschaft von Sylva und gerät mit ihrem hinzukommenden Verlobten in Streit. Auf den Schrei Sylvas eilen Graf Brahe, Schnure und andere herbei und trennen die Kämpfenden, worauf Monaldeschi kurzen Abschied nimmt, ohne seinen Namen genannt zu haben. Er taucht von neuem auf im Zimmer seines Landsmannes Santinelli, der sich vergeblich seit Jahr und Tag um die Gunst der Königin Christine beworben hat und in dem neuen Ankömmling sogleich einen gefährlichen Nebenbuhler wittert, den er zu verderben trachtet. Monaldeschi spottet übermütig des trockenen, schwunglosen Gesellen, geht fort und flüchtet vor den scharfen Schüssen der Schloßwache, die auf Befehl Satinellis handelt, über einen Balkon in das

erleuchtete Zimmer der Königin. Diese erschrickt beim Anblick des fremden Mannes und will ihre Dienerschaft herbeirufen, aber es gelingt Monaldeschi nicht nur sie davon abzuhalten und die Erlaubnis zum Dableiben zu erwirken, sondern sogar die Teilnahme der Königin für sich zu erregen. Wenige Monate vergehen, und Monaldeschi ist zur Stellung eines bevorzugten Günstlings der Königin Christine emporgestiegen zum Neide Santinellis und zum Mißvergnügen des schwedischen Adels. Auch Sylvas Herz entbrennt in Liebe zu dem sieghaft auftretenden Italiener, der bald mit dem Grafen Malström aufs neue in Streit gerät; den geplanten Zweikampf verhindert jedoch Santinelli auf Befehl der besorgten Königin. Diese trägt sich bereits seit geraumer Zeit mit dem Gedanken, die Krone niederzulegen, weil die Regierungsgeschäfte ihr nicht zusagen, weil sie gänzlich den Neigungen ihres Herzens leben möchte. Die Tochter Gustav Adolfs schwärmt für den katholischen Glauben und träumt von einem freien ungebundenen Dasein, das angefüllt ist durch die Beschäftigung mit der Natur, Kunst und Wissenschaft. Ihrem Plane abzudanken widersprechen der alte Graf Brahe, der gesamte Adel Schwedens und Monaldeschi selber, der fürchten muß, nach der Abdankung zur Bedeutungslosigkeit herabzusinken; denn er liebt nicht Christine als Frau, er liebt sie nur als Königin, deren Machtfülle ihm Einfluß und ein Leben nach seinem Geschmacke verschafft. Sein Herz schlägt für Sylva. Allen Widerständen zum Trotz setzt die Königin ihren Willen durch, den auch ein bewaffnetes, gewaltsames Eindringen Monaldeschis in den Reichsrat nicht ändern kann. Nach der Abdankung, die zu Gunsten ihres Vetters Karl Gustav erfolgt, begibt sich die Königin mit ihrem Gefolge zu Schiff. Monaldeschi versucht auf hoher See, Christine gegen ihr Wissen und ihren Willen wieder nach Schweden zurückzubringen, um einer Ehe zwischen Karl Gustav und ihr die Wege zu ebnen, und will den Schiffsführer veranlassen, nächtlich den

Kurs zu ändern. Aber sein Gespräch über diesen Plan mit Malström, der mit dem Italiener sich ausgesöhnt hat, nachdem ihm dieser seine Abstammung von dem schwedischen Reichsgrafen Sture nachgewiesen, wird von zwei Menschen belauscht, von Sylva durch Zufall, von Santinelli absichtlich. Sylva ist entsetzt über das Abenteuerliche des Planes, über die Rücksichtslosigkeit der Königin gegenüber und wendet sich mit Grauen von dem Geliebten ab. Santinelli ist unbemerkt davongeschlichen und benachrichtigt die Königin, sodaß der Plan scheitert. Aber trotz des Verrates hält Christine an Monaldeschi fest, der mit Worten und dem Blitz seiner Augen jede Lage meistert. Nachdem die Königin an Land gestiegen und in Brüssel offen zum katholischen Glauben übergetreten ist, geht ihre Reise weiter nach Fontainebleau. Hier vollendet sich die Handlung. Monaldeschi hat seinen Plan, die Königin nach Schweden zurückzuschaffen, nicht aufgegeben, sondern wechselt zu diesem Zwecke heimlich Briefe mit Karl Gustav und mit Mazarin, dem Kardinal Frankreichs, das mit Schweden verbündet ist. Man beabsichtigt, Christine zu einer Reise nach der Normandie zu veranlassen, sie dort unter Vorgabe einer Lustfahrt längs der Küste auf ein Schiff zu locken, das den königlichen Fahrgast geradewegs nach Schweden bringen soll. Aber der wachsame Santinelli fängt diese Briefe ab und überreicht sie seiner Herrin. Diese kann angesichts solcher Beweise an dem Verrat ihres Günstlings nicht zweifeln, sie bricht in Klagen aus, aber noch immer vermag ihr Herz nicht gänzlich sich von dem Geliebten loszulösen. Erst als sie an Sylvas Halse ein Amulett erblickt, das diese von Monaldeschi als Zeichen seiner Liebe erhalten hat, das aber sie selber einst dem Italiener als Beweis ihrer Zuneigung gegeben, erst da erfüllen Haß und Rache ihre Seele. Sie beruft ihre Getreuen zu einem Gerichte und fordert die Todesstrafe für den schändlichen Verräter. Aber Brahe und Malström widersprechen, denn Monaldes-

chi hat im Einverständnis mit Schwedens König Karl Gustav gehandelt, darf ferner als Sohn eines schwedischen Reichsgrafen nur durch Seinesgleichen abgeurteilt werden, und schließlich hat Christine abgedankt und darum kein Recht, vor allem nicht in Frankreich, jemanden zur Todesstrafe zu verdammen. Aber die Königin versteift sich auf ihr bei der Abdankung ausdrücklich vorbehaltenes Recht der eigenen Gerichtsbarkeit und befiehlt Monaldeschi in die Hirschgalerie des Schlosses, deren Ausgänge sie durch Santinelli mit Bewaffneten besetzen läßt. Auch ein Pater wird dorthin bestellt, um dem Verurteilten die Beichte abzunehmen. Eine letzte Aussprache zwischen Monaldeschi und Christine führt keine Aussöhnung herbei, sondern verschärft nur den Haß der Königin, und Santinelli vollstreckt das Urteil durch einen Degenstoß in den Rücken seines Nebenbuhlers. Auch Sylva, die in diesem Augenblick hereintritt, wird im Durcheinander durch einen verfehlten Stoß tödlich getroffen. Monaldeschi ist tot, aber auch die Königin ist innerlich vernichtet und sieht, verlassen von ihren Getreuen, ein baldiges Ende nach einsamem Leben vor sich.

II. Entstehungsgeschichte.

1. Laubes Entwicklungsgang bis zum ersten Aufleuchten des „Monaldeschi".

Wie es damals üblich war, schickte Laube seiner Dichtung eine längere Einleitung voraus, die in großen Zügen seinen Entwicklungsgang von frühster Jugend an schildert, und begründet gegen Ende der Einleitung dieses Vorgehen damit, daß nicht die Erinnerung an das Schicksal des Titelhelden seine Dichtung veranlaßt habe, sondern: „alle die Epochen, die ich vorstehend aufgezählt, drängten sich mit ihren Endpunkten in meinem Sinn zusammen." (Einl. S. 44). Man tut gut, in ähnlicher Weise zu verfahren, denn Laubes Lebensgeschichte enthält in der Tat eine Fülle von Begebenheiten, die für seinen „Monaldeschi" bedeutsam sind.

Heinrich Laube wurde am 18. September 1806 in einem dürftigen Bürgerhause des nordschlesischen Landstädtchens Sprottau geboren und kam im Alter von 12 Jahren zum erstenmale mit dem Theater in Berührung. Die Butenopsche Theatergesellschaft hatte ihren Karren in einen sprottauer Reitstall geschoben in nächster Nachbarschaft des großväterlichen Hauses. Als Theater wurde eine Scheune hergerichtet, und Ritterschauspiele, Possen, aber auch klassische Stücke, gingen über die weltbedeutenden Bretter des ehrsamen Städtchens Sprottau. Der junge Laube war mit ganzem Herzen als Zaungast beteiligt. Später erwarb er durch Herleihung eines der Mutter entführten Handspiegels sich die Gunst des zweiten Liebhabers und den freien Eintritt; dann errang er durch Beschaffung des väterlichen Pferdes für die Aufführung des „Rochus Pumpernickel" sich sogar die Gunst des allgewaltigen Herrn Direktors. So wurde aus dem nichtzah-

lenden Zaungast ein niehtzahlender Besucher. Zwei Jahre später war der junge Kunstfreund der heimatlichen Schule entwachsen und wurde nach Glogau aufs Gymnasium geschickt, da der Vater den Ehrgeiz hatte, den Sohn studieren zu lassen. Der zukünftige Akademiker verlebte zuerst eine schwere Zeit bei knapper Nahrung in einem dunklen Zimmer mit wenig frischer Luft und viel Arbeit; denn zu den eigenen Schularbeiten kam noch der Unterricht fremder Schüler, um sich der täglich wechselnden Freitische würdig zu erweisen. Erst nach Jahren gestalteten sich seine Lebensverhältnisse günstiger, als der nun Sechszehnjährige freundliche Aufnahme im Hause der wohlhabenden Familie Sack gefunden hatte, mit deren Sohn ihn eine innige Freundschaft verband. In diesem Hause wurde die Literatur gepflegt; man las gute Zeitschriften, verfolgte die letzten Erscheinungen auf dem Büchermarkte und schwärmte für die Romanschriftsteller van der Velde und Tromlitz. Van der Velde schrieb neben anderem eine Erzählung: „Christine und ihr Hof“ und schildert darin mit warmer Teilnahme vor allem die Liebe des jungen und edlen Freiherrn Steinberg zu Ebba Brahe, dem schönen Hoffräulein der Königin, deren ehelicher Verbindung sich mancherlei Hindernisse in den Weg stellen. Auch die Gestalt des Monaldeschi erscheint, ein rücksichtsloser Ränkeschmied, gessen Waffen Lüge und Betrug, Gift und gewaltsame Entführung sind. Die Königin läßt ihn schließlich töten, weil er ihre Liebe verraten und durch einen schändlichen Brief ihren weiblichen Stolz aufs tiefste verletzt hat. Seine Wesensart, in naher Anlehnung an die Geschichte, ist also durchaus verschieden von der Gestaltung, die Laube späterhin seinem Helden gegeben hat. Eine Fülle übereinstimmender Züge erklärt sich wohl daraus, daß beide Verfasser sich gleich eng an die geschichtlichen Vorgänge angeschlossen haben. Es ist kaum anzunehmen, daß Laube 18 Jahre später, als er seine Dichtung schrieb, noch eine genauere Erinnerung

an diese Erzählung van der Veldes gehabt haben wird. Nach Uebersiedelung an das Gymnasium in Schweidnitz erhielt der 19 Jährige das Reifezeugnis und bezog die Hochschule Halle, um Gottesgelehrsamkeit zu studieren. Er hatte es nicht sehr eilig, die Vorlesungen zu besuchen, sondern widmete sich mit ganzem Herzen dem feuchtfröhlichen Treiben des Verbindungslebens. Seit dem Wartburgfest 1817 und der Ermordung des als russischer Spion verdächtigen Schriftstellers Kotzebue durch den Hochschüler Sand waren die Burschenschaften auf allen deutschen Hochschulen verboten worden, bestanden aber im Geheimen weiter. Laube war bald eines der eifrigsten Mitglieder, ein tüchtiger Trinker, ein gefürchteter Fechter und für lose Streiche immer zu haben. Es dauerte denn auch nicht lange, und der Hochschüler der würdigen Gottesgelehrsamkeit saß 6 Wochen im Karzer. In Breslau wäre der langsam Verbummelnde beinahe der Geistesarbeit überhaupt verloren gegangen. Als nämlich ein baumlanger Franzose in öffentlichem Kampfe sich um die Stelle eines Hochschul-Fechtlehrers bewarb, da stach ihn der kleine, stämmige Laube glänzend ab, worauf statt des Bewerbers dem Sieger die ausgeschriebene Stelle angeboten wurde. Aber dieser, vor die Entscheidung gestellt, besann sich auf sich selbst und lehnte ab. Im „Monaldeschi“ hat Laube seiner Meisterschaft im Fechten später ein Denkmal gesetzt: der Titelheld weiß den Degen so vortrefflich zu führen, daß niemand seiner Fechtkunst gewachsen ist.

Von entscheidender Bedeutung für Laubes weitere Entwicklung ist die Aufführung von Kleist's „Käthchen von Heilbronn“ im Spätherbst des Jahres 1828. Seine Ergriffenheit und Begeisterung bringt ihn bald in einen Kreis junger Dichter, deren Umgang zu weiterer Beschäftigung mit der Kunst anregt. Nach kurzer Zeit steht Laube mitten im schöngeistigen Leben der Stadt, wird Mitarbeiter der „Breslauer Zeitung“ und gründet selber eine Zeitschrift mit dem verheißungsvollen Namen „Au-

rora", deren Morgenröte allerdings nur ein halbes Jahr am Kunsthimmel leuchten sollte.

An ersten dichterischen Versuchen in der Folgezeit sei das Trauerspiel „Gustav Adolf" erwähnt, das nach anfänglichem Erfolge bald wieder von der Bühne verschwand.

Dieser dichterische Versuch — höher ist das Stück nicht zu werten — hat insofern eine gewisse Bedeutung, als zum erstenmale im Schaffen Laubes der Vorstellungskreis auftaucht: Schweden und sein großer König, dessen Tochter Christine im „Monaldeschi" eine Hauptrolle spielt. Eine andere tiefere Verbindung besteht allerdings nicht.

Die nächste Zeit findet den jungen Bühnendichter als Hauslehrer wieder auf dem Gute eines Dr. Rupricht und später, als dieser nach Polnisch Schlesien verzog, als Erzieher auf dem Rittergute Jäschkowitz. Er hatte sich eine schriftliche Prüfungsarbeit geben lassen und sollte in dieser die Erbsünde behandeln, aber mehr reizten ihn dichterische Pläne. Es entstanden die Entwürfe und teilweisen Ausführungen seines ersten größeren Prosawerkes „Das Neue Jahrhundert" mit den beiden Untertiteln „Die Polen" und „Politische Briefe". Ihr Verfasser entschloß sich nunmehr, der Gotteswissenschaft Lebewohl zu sagen, übersiedelte als Kritiker nach Leipzig und übernahm die Schriftleitung der Zeitschrift „Die Elegante Zeitung". Kurz darnach erschienen die beiden Teile des Buches „Das Neue Jahrhundert" und erregten Aufsehen, nicht zum wenigsten bei den Behörden. Der erste Teil „Die Polen" erzählt die Geschichte dieses Landes und seines Befreiungskampfes mit heftigen Ausfällen gegen seine Aufteiler, gegen Rußland und Preußen. Der zweite Teil „Politische Briefe" behandelt die Tagesereignisse in solch abfälliger Weise, daß die preußische Zensurbehörde zu dem Urteile kam: „Die Schrift sei von einem speziell gegen Preußen feindlichem Geiste beseelt und in „religiöser Hinsicht lästerlich". (Houben S. 113). Auch Laubes nächstes Werk „Die Poeten", der erste Teil des größeren Werkes „Das

Junge Europa“ erregte wegen seines „unzüchtigen Inhaltes“ in hohem Maße das Mißfallen der preußischen Zensur. Es gehören diese Schriften einer Geistesrichtung an, die später unter der Flagge „Das Junge Deutschland“ segelte und worüber noch berichtet werden wird. Das preußische Oberzensur-Kollegium verbot kurz nach Erscheinen sowohl „Die Polen“ wie die „Politischen Briefe“ und verfuhr in gleicher Weise mit den „Poeten“. Aber damit nicht genug; der Verfasser wurde am 26. Juli 1834 in Berlin verhaftet und als Untersuchungsgefangener in das Staatsgefängnis der Stadtvogtei verbracht. Laube war in Dresden durch den Minister von Carlowitz gewarnt worden: „Bleiben Sie in Dresden!“, mißachtete aber die Warnung und fuhr nach Berlin. Sein dortiger Freund Varnhagen, der ihn ebenfalls schon gewarnt hatte, war über diesen herausfordernden Trotz ganz empört. In gleicher Weise mißachtet in der Dichtung Monaldeschi die wiederholte Warnung des Grafen Malström (V 8) und liefert sich in der Hirschgalerie den Häschern der Königin aus, wie Laube in Berlin sich den Häschern der Zensurbehörde in die Hände lieferte.

2. Vom ersten Aufleuchten des „Monaldeschi“ bis zu seiner Vollendung.

Die ersten Wochen der Untersuchungshaft in der Stadtvogtei waren erträglich, und der Gefangene, der lesen und arbeiten durfte, begann frohen Mutes den zweiten Teil des „Jungen Europa“ mit dem Untertitel „Die Krieger“. Aber nach Verlauf von 6 Wochen wurde er am 12. September 1834 in die strengere Haft der Hausvogtei verbracht, weil ihm neben seinen Sünden als Schriftsteller auch die frühere Teilnahme an der Burschenschaft zur Last gelegt wurde. Die nachfolgende Zeit nun läßt die Gestalt des Monaldeschi zum erstenmale vor dem geistigen Auge des Dichters aufleuchten, verschwindet und erscheint wieder in buntem Wechsel, bis schließlich im Januar 1841 das Werk vollendet da-

liegt. Aus der Einleitung, die Laube seiner Dichtung voranschickt, lassen sich sieben getrennte Zeitpunkte dieses Auf und Ab festlegen.

Zeitpunkt 1.

Laube sitzt ohne die geringste geistige Anregung durch Menschen oder Bücher in der trostlosen Einsamkeit seiner Zelle und leidet bis zum Wahnsinn unter dieser völligen Abtrennung von der Außenwelt. Sein Gehirn zehrt von den Erinnerungen früherer Tage und zerquält sich mit allerlei Gedanken über Staat und Menschen. Den haltlosen Einrichtungen der Welt, die wie Sumpf und Pflugsand unter den Füßen weichen, stellt der Dichter die feste in sich geschlossene Persönlichkeit gegenüber und denkt sich diese Persönlichkeit zugleich als Helden eines zeitgemäßen Trauerspieles. Und plötzlich ersteht vor ihm die Gestalt des Monaldeschi. „Woher er kam? Ich weiß es nicht; ich erinnere mich nicht, irgendwo diesem bloß abenteuerlichen Menschen besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Ich wußte nichts über ihn, als was die gewöhnliche historische Bildung mit sich bringt. Wie eine Geistererscheinung stand er plötzlich vor mir und wankte und wich nicht. Er trug eine schimmernde Kleidung in Rot und Silber, und diese Kleidung war zerrissen durch Degenstiche, aber ein Tropfen Bluts war nirgends zu sehen, und die Schönheit des männlichen Antlitzes war nicht entstellt durch ein ironisches Lächeln, welches darauf festgegraben schien“ (Einl. S. 13).

Laube führt hier seine Kenntnis auf die gewöhnliche historische Bildung zurück; das mag sein, nur hat des Dichters Erfindungsgabe, ihm selber vielleicht unbewußt, bereits wesentlich umgestaltend gewirkt. Denn der geschichtliche Monaldeschi stirbt nicht mit einem ironischen Lächeln auf dem männlichen Antlitz, er stirbt in schlotternder Todesangst, nachdem er jeden nur Erreichbaren kniefällig um Rettung seines Lebens angefleht hat.

Die nächsten Tage nach dieser Erscheinung ist Laube damit beschäftigt, den Charakter dieses Menschen in Ein-

zelheiten auszubilden und die dazu gehörige Handlung zu suchen und zu ordnen. Er eilt von Schaffensdrang beseelt an seinen fichtenen Tisch, um sich schriftliche Aufzeichnungen zu machen aber: „Der Tisch war leer wie eine Tenne; ich besaß kein Schreibzeug". (Einl. S. 13).

Da Laube aus seinem dunklen Verließ im November in ein helleres Zimmer umquartiert wurde, so fällt das erste Aufleuchten des „Monaldeschi" also in die Zeit zwischen dem 12. September und dem November des Jahres 1834.

Zeitpunkt 2.

Nach einer längeren Untersuchungshaft wurde Laube am 20. März 1835 vorläufig auf freien Fuß gesetzt, begab sich von Berlin zur Erholung nach Naumburg und übernahm später die Leitung der „Mitternachtszeitung". An neuen Werken enstanden um diese Zeit die Novellen „Das Glück" und die „Schauspielerin". Gegen das Junge Deutschland war Preußen inzwischen mit Nachdruck vorgegangen und hatte am 14. November sämtliche jungdeutschen Schriften in die Acht erklärt; am 10. Dezember desselben Jahres folgte der deutsche Bundestag mit dem gleichen Beschlusse für das Reich. Laube sagte sich daraufhin in einer offenen Erklärung von dieser Bewegung und ihren auflösenden Bestrebungen los. Anzeichen für eine solche Wandlung lagen bereits in einzelnen Teilen der Reisenovellen vor, sie verstärkten sich in den nachfolgenden Schriften, sodaß die öffenliche Absage Laubes Ende 1835 nicht einzig und allein dem Zwange der Verhältnisse entsprang. Der Dichter, jetzt ein Mann im 30. Lebensjahre, begann wohl einzusehen, daß die Wege des Jungen Deutschlands, bis zum letzen Ende gegangen, zur Zersetzung der Sitten, zur schließlichen Auflösung des Staates führen mußten. Nicht Abenteurer und Glücksritter erhalten den Staat, sondern ein mit der Scholle verwachsenes Bürgertum, das gewiß auch seine Feste feiert, aber den Sinn des Lebens nicht in schrankenlosem Genuß, sondern in treuer Arbeit und Pflichterfüllung sieht. Im „Monaldeschi"

äußert sich diese bedeutsame Wandlung in der Anschauung des Dichters dadurch, daß der Titelheld als Vorkämpfer für die Erhaltung des Bestehenden eintritt (s. S. 64): sie äußert sich ferner dadurch, daß sämtliche Abenteurer-Naturen der Dichtung kläglicher Weise zu Grunde gehen (s. S. 74).

Ungefähr ein Jahr später erhielt Laube sein Urteil zugestellt, das auf 7 Jahre Festungsarrest lautete, die jedoch auf dem Gnadenwege zu 18 Monaten ermäßigt wurden. In den ersten Tagen des Juli trat der Dichter seine Strafe an, die infolge der gütigen Vermittlung seiner hohen Gönnerin, der Fürstin Pückler, sehr milde ausfiel; es war eigentlich mehr ein erzwungener Aufenthalt in frischer Landluft. Der Gefangene, der sich inzwischen vermählt hatte, bezog eine regelrechte Wohnung am Ufer eines Sees inmitten des schönen Muskauer Parkes, dessen Besuch ihm jederzeit freistand. Später wurde diese Bewegungsfreiheit auf die ganze Umgebung ausgedehnt, die Laube als eifriger Jäger durchstreifte. Bei Erzählung dieser Gefängniszeit erwähnt der Dichter wiederum den Monaldeschi, aber nur, um mitzuteilen, daß er nicht an ihn denkt:

„Trotz aller lieblichen Umgebung meiner neuen Haft, trotz des lebhaft erwachenden Gedankens ans Drama dachte ich mit keiner Silbe mehr an Monaldeschi, der doch hier sein Leben auf einem Lustschlosse der Königin Christine so täuschend hätte nachspielen können. Ich dachte fern von allem bürgerlichen Leben nur an das bürgerliche Drama". (Einl. S. 15).

Zeitpunkt 3.

Nach Beendigung der Strafzeit hielt es den Dichter nicht lange in seinem neuen Heime in Leipzig, sein unruhiger, wanderlustiger Geist trieb ihn alsbald auf weite Reisen durch Deutschland und Frankreich. Er besuchte bei dieser Gelegenheit auch das Schloß in Fontainebleau und erhielt dabei für sein späteres Drama einen unvergeßlichen Eindruck. Der Führer zeigte nämlich auf einen im Umbau begriffenen Teil des Erdgeschosses mit den Worten:

„Dies ist die Hirschgalerie, welche lange Zeit halbverschüttet gewesen und jetzt in mühsamer Wiederherstellung begriffen ist. Hier wurde Monaldeschi ermordet“ (Einl. S. 41). Der Dichter berichtet weiter: „Monaldechi? Sollte mans glauben, daß der Namen durchaus nicht eine Ideenanknüpfung an meinen Helden des Gefängnisses in mir weckte? Durchaus nicht. Wenigstens keine, deren ich mir bewußt worden wäre . . . . Dort im Garten von Fontainebleau erschien mir Monaldeschi nur im Zusammenhange mit der glänzenden von Intrigen, Abenteuern und mächtigen Zügen angefüllten Königsgeschichte Frankreichs. Ein einzelner abenteuerlicher Mensch mitten unter den erblichen Herrschern und durch sein eignes blutiges Schicksal mit diesen Herrschern von Jahrhundert zu Jahrhundert fortlebend“. (Einl. S. 42).

Zeitpunkt 4.

Im Schlosse von Fontainebleau wurde den Besuchern ein Druckheft verkauft, das unter anderem auch den schrecklichen Bericht des Paters Le Bel enthielt, der als Augenzeuge der Ermordung Monaldeschis beigewohnt hatte. Laube übersetzte diesen Bericht einige Monate später in einem baskischen Seebade, vor sich die entzückendste Aussicht der Welt, „die Mündung des Adour, den Ozean, die unabsehbare Nordküste Spaniens. Ueber all das ausgebreitet der herrliche Sonnenschein, unter mir das Spiel fröhlicher Basken. Welch ein Gegensatz zu dem schrecklichen Ende Monaldeschis. Dieser Gegensatz prägte sich gewiß in meine Seele und ist wohl später in die Situation des Stückes gedrungen, aber an ein Stück Monaldeschi dachte ich nicht mit einer Silbe“. (Einl. S. 42).

Eine starke Anteilnahme muß damals aber trotzdem vorhanden gewesen sein, sonst hätte Laube kaum den 7½ Druckseiten langen Bericht ins Deutsche übersetzt und niedergeschrieben. Den angedeuteten Gegensatz zwischen der sonnigen Heiterkeit der Umwelt und dem schrecklichen Ende Monaldeschis sucht man in der Dichtung allerdings

vergeblich. Es sei denn, man bescheide sich, in dem Bühnenbild des fünften Aufzuges: „Zimmer mit Aussicht auf die Gärten, geschmückt mit Königsbildern," diesen Gegensatz ausgesprochen zu sehen.

Zeitpunkt 5.

Den folgenden Winter brachte Laube in Paris zu und besuchte fast jeden Abend das Theater, weniger des Vergnügens als der Wissenschaft wegen, und kehrte im Februar 1840, beladen mit einer Fülle von Anregungen in die deutsche Heimat zurück. Er reiste nach kurzem Aufenthalte in Leipzig nach Muskau weiter, um in der Einsamkeit des verlassenen Waldschlößchens, seines ehemaligen Gefängnisses, die Eindrücke der letzen Jahre zu verarbeiten. Er schrieb die „Französischen Lustschlösser" und gedachte von neuem des Monaldeschi und diesmal in schöpferischer Tätigkeit. Ihm kam beim Anblick seines Häuschens eine dämmernde Erinnerung an früher Erlebtes. Doch der Dichter mag selbst erzählen: „Nicht eine Erinnerung an etwas Einzelnes, an die Hirschgalerie in Fontainebleau, an das äußerliche Schicksal dessen, der dort zu Tode gebracht worden war. Nein, alle die Epochen, welche ich vorstehend aufgezählt, drängten sich in ihren Endpunkten in meinem Sinn zusammen. Sie wollten ihren Teil geben zu einer Gestaltung; es erschien das Gefängnis in der Hausvogtei, und der freie oder freche Charakter eines Menschen, der nicht bloß dulden, harren, beten will auf der haltlos schwankenden Woge des Lebens, sondern der mit dreister Persönlichkeit um jeden Preis erobern und herrschen, mächtig sein oder zertrümmert sein will." (Einl. S. 44) Der Dichter versenkte sich tiefer in seinen Stoff, erwog die möglichen Schicksale eines so gearteten Menschen und schrieb bereits Einzel-Reden und Aeußerungen des Titelhelden nieder.

Zeitpunkt 6.

Als der Sommer ins Land zog, fuhr Laube wieder nach Leipzig, verschaffte sich die geschichtlichen Unterlagen

für die Handlung und die übrigen Gestalten der Dichtung, die nunmehr in einem Zuge ausgeführt wurde.

Zeitpunkt 7.

Nach Vollendung des Stückes übersandte Laube die Handschrift dem Fürsten Pückler, dem Gatten seiner hohen Gönnerin. Im Dezember lernte er den Fürsten persönlich kennen, der am „Monaldeschi" „kräftige Frische und wahre Originalität" zu finden glaubte. Er lobte und tadelte gemäß seiner Einsicht, und Laube berüksichtige fast alle seine Abänderungsvorschläge. Im Januar 1841 wurde die Handschrift in Druck gegeben.

Zur Bühnengeschichte der Dichtung mag erwähnt werden, daß von 30 Theatern nicht weniger als 29 die Aufführung des Stückes ablehnten. Die eine Ausnahme bildete die Stuttgarter Hofbühne, die mit der Uraufführung Anfang November 1841 einen großen Erfolg verzeichnen konnte. Lehrreich sind einige Begründungen der Ablehnung. So schrieb der Intendant von Redern in Berlin, an den sich Fürst Pückler für seinen Schützling Laube gewandt hatte, er fürchte den Einspruch des schwedischen und französischen Gesandten und wage deshalb keine Aufführung. Der Intendant von Küstner in München gab an, wegen religiöser Bedenken die Aufführung des Stückes ablehnen zu müssen. In der Folgezeit gelang es, nicht zum wenigsten Dank der Beziehungen des Fürsten Pückler, die Hemmnisse zu überwinden, und der „Monaldeschi" ging erfolgreich über beinahe sämtliche deutsche Bühnen, ohne allerdings ein langes Theaterleben zu führen.

3. Ueberblick über den Geist der Zeit.

Als Tagesschriftsteller und Leiter einer Zeitschrift stand Laube mit beiden Füßen auf dem Boden seiner Zeit, und darum zeigt sein „Monaldeschi" wie auch seine übrigen Werke die engste Verwandtschaft mit den herrschenden Gedanken und Bestrebungen jener Tage.

„Wenn die Zeit lahm und mißmutig, überreizt, er-

schlafft an der alten Gasttafel sitzt, dann muß der gottgesandte Spielmann hereintreten und durch frische, nie gehörte Töne die langweiligen Gesichter, halbgeschlossenen Augen, die hängenden Lippen in eine neue Tätigkeit setzen," so schreibt Ludolf Wienbarg[1]), einer der Rufer im Streite der Jungen gegen das Alte. Ja, die Zeit war lahm und mißmutig geworden, der Geist der Freiheitskriege war längst verflogen, und die Rückständigkeit lastete schwer und lähmend auf den Gemütern. Vor allem die akademische Jugend war ihrer freiheitlichen Gesinnung wegen stark verdächtig, und der Mitgliedschaft einer Burschenschaft überführt werden war gleichbedeutend mit Verurteilung zu langer Gefängnisstrafe. Da gab die französische Juliumwälzung für weite Kreise den Anstoß zu einer neuen Denkungsart, die zuerst in der Dichtkunst sich auswirkte. „Das Junge Deutschland" unter Führung der Denker Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt erhob seine Fahne, die Heinrich Heine als sein größter Dichter bald siegreich im Winde flattern ließ. Als Mitarbeiter sind neben Laube noch zu nennen: Ludwig Börne und Karl Gutzkow. Das Bestreben dieser Männer war die Befreiung des ganzen Volkes aus der Knechtschaft des rückständig gebliebenen Staates. Sie lehnten es deshalb ab, wie ihre Vorgänger einer Kunst zu dienen, die wirklichkeitsfremd lediglich einer auserwählten Schaar Gebildeter zu feingeistigem Genuß verhilft; sie wollten vielmehr durch ihr dichterisches Schaffen als Wortführer und Herold auf die große Masse des Volkes wirken. Sie schilderten darum die Wirklichkeit des Lebens, behandelten Tagesfragen jeder Art und schwangen die Geißel des Spottes und des Hohnes über jedes Philistertum im öffentlichen Leben. Aber die entfesselte Kraft schoß über das Ziel hinaus. Der Kampf gegen die Rückständigkeit wurde vielfach zu einem Kampfe gegen die Sitte und das Herkommen überhaupt; der „jungdeutsche Held" verlor den festen Boden des bürgerlichen

[1]) „Zur neusten Literatur" S. 67.

Daseins unter den Füßen und zog als glücksuchender Abenteurer, leichtlebig und immer verliebt, in der Welt umher. Seine Waffen im Kampfe ums Fortkommen sind ein geistreicher Witz, dessen ätzende Schärfe kein noch so Heiliges verschont, und eine Sicherheit des Auftretens, die bis zur Frechheit gesteigert jeder Lebenslage die Spitze bietet. Sein Losungswort lautet: Das Leben unbeschränkt genießen. Aber der Mensch ist nun einmal nicht zu dauerndem Genuß geschaffen, wie das größte Leckermaul nicht immer Süßigkeiten schlecken kann, sondern schließlich einen richtigen Ekel davor empfindet, der unter dem Einflusse der Magenverstimmung in einem allgemeinen Katzenjammer endet. In ähnlicher Weise geht es diesen „Helden". Sie stürzen sich selbstbewußt, siegesgewiß ins Leben, genießen in vollen Zügen Frauenliebe und alles Reizvolle der Welt, um plötzlich ins Gegenteil umzuschlagen und abgrundtief in Weltschmerz und Liebesverzweiflung zu versinken. Es dauert allerdings nicht lange, und sie haben den Gipfel der Lebenslust abermals erstiegen, um bei nächster Gelegenheit wieder zu purzeln. Es sind eben keine gleichmäßigen, in sich gefestigte Menschen, sondern haltlose, zerrissene Naturen. Ein Roman von Alexander Sternberg aus dieser Zeit trägt dem auch den bezeichnenden Titel „die Zerrissenen". Dem abenteuerlichen Geiste dieser jungdeutschen Glücksritter entspricht als Kunstform das Reisebuch, dessen Stoff sich lose gliedert in Briefe, Tagebuchblätter und eingestreute Erzählungen, also der festen Geschlossenheit ebenso entbehrt wie seine Verfasser und seine Helden. Börne schrieb „Briefe aus Paris", Immermann diente dem Zeitgeiste mit seinem „Reisejournal" und Heine als Erster schuf zugleich das Beste auf diesem Gebiete mit seinen „Reisebildern". Der Grundzug dieser Art Bücher ist im allgemeinen folgender: Der Held, meist der Verfasser selber, reist von keinerlei Sorgen beschwert im Lande umher, plaudert geistreich über seine Eindrücke und erzählt von allerlei Erlebnissen, die zwar oftmals den

Stempel der Erfindung an der Stirne tragen, die aber immer den Leser unterhalten, besonders, wenn es sich um Erlebnise mit reizenden Frauen handelt. Für den Dichter des „Monaldeschi“ lag noch ein weiterer Grund vor, gerade in dieser Art des Kunstschaffens sich zu betätigen, weil sein eigenes Erleben nicht in glatter, vorgezeichneter Bahn verläuft, sondern voll Unruhe ist und einen Zug ins Abenteuerliche hat. Schon die Jugend wirbelte ihn von Spottau nach Glogau und Schweidnitz, nach Halle und Breslau. Daran schlossen sich später Fernreisen durch Böhmen und Bayern nach Tirol und Oberitalien; durch Holland, über Paris bis an den Fuß der Pyrenäen und nach Spanien hinein; endlich über das blaue Mittelmeer nach Afrika bis tief in das Atlasgebirge. Ungewöhnlich ist auch der öftere Berufswechsel Laubes: Erst halbverbummelter Hochschüler der Gotteswissenschaft, dann beinahe Fechtlehrer, statt dessen Zeitungsschreiber: dann Hauslehrer, Schriftleiter, Dichter und schließlich Schauspielleiter am Burgtheater in Wien.

Es überrascht bei dieser doppelten Anregung durch den Geist der Zeit und durch eigenes Erleben darum nicht, daß Laubes Dichtung von jungdeutschem Geiste gradezu durchtränkt ist. Schon der Vater des Titelhelden, ein abenteuerlicher schwedischer Reichsgraf reiste aus seiner Heimat nach Italien und heiratete dort eine Landesschöne. Beider Sohn erlebt schon in seinem Geburtslande allerhand Abenteuer, deren eines ihm einen Dolchstoß einträgt, reist dann von niemandem gekannt nach Schweden, um hier sein Glück zu suchen. Auch Christine, die Königin des Landes, ist sehr reiselustig und abenteuerlich veranlagt. Sie legt sogar die Krone nieder, um diesen Gefühlen ungehemmt nachleben zu können, und geht mit ihrem Günstling Monaldeschi auf Reisen. Sogar die zarte Sylva, des alten Brahe liebliche Tochter hat von ihrer „enthusiastischen“ Mutter eine Hinneigung zum Abenteuerlichen

geerbt. Es sind also drei Gestalten in einer Dichtung, die zum jungdeutschen Geiste in Beziehung stehen.

4. Anlehnungen an frühere Werke.

Die enge Verbindung des Geistes der Zeit mit dem eigenen Erleben des Dichters zeigt seine Auswirkung nicht allein in dem Bühnenstück „Monaldeschi", sondern tritt bereits in früheren Werken mannigfach in Erscheinung.

In den „Poeten" bewegt sich eine bunte Gesellschaft um den Mittelpunkt „Grünschloß"; alle Mitglieder dieser Gesellschaft sind mehr oder weniger abenteuerlich veranlagt und dem Genusse und der poetischen Liebe weit mehr ergeben als der bürgerlichen prosaischen Arbeit. Besondere Aufmerksamkeit erregt die Gestalt des Hippolyt. Dieser, im Auftreten sieghaft wie Monaldeschi, liebt ein junges Mädchen namens Julia. Aber trotz eigener Liebe widersteht Julia den Werbungen des erfahrenen Frauenkenners, dessen wilde, unbändige Wesensart ihr Herz mit Furcht erfüllt. Die gleiche Furcht, gesteigert zum Grauen, hält auch Sylva ab, dem geliebten Monaldeschi sich zu eigen zu geben. Sie weist dessen leidenschaftliche Werbungen zurück mit den Worten: „Berühr' mich nicht, Entsetzlicher! . . . Ich kann das Grauen vor Dir nicht mehr verwinden." (IV7, Seite 122, 124).

Eine abenteuerliche Gestalt ist ferner in der Reisenovelle „Die Schauspielerin" der junge Reisende Ludwig, der sich den herkömmlichen Formen nicht fügen mag und darum keinen festen Beruf ergriffen hat; der weder heiraten mag noch es aushält, an ein und demselben Orte stillzusitzen. Er reist auf Anraten seines Vaters auf gut Glück nach Wien, verliebt sich in die bereits verlobte Schauspielerin Fanny, reist die Donau abwärts, um seinen Kummer zu vergessen, kehrt nach Wien zurück und heiratet schließlich Fanny's Schwester namens Klärchen.

In gleicher Weise abenteuerlich veranlagt ist der Schauspieler Viktor in der Reisenovelle „Das Glück", den

Beruf und Schicksal in der ganzen Welt umhergetrieben haben. Auch Schaller, der älteste Sohn aus angesehenem Hause, ist aus Abenteurerlust Schauspieler geworden und verzichtet auf sein großes väterliches Erbe, um sein Abenteurerleben weiter zu leben. So verzichtet im „Monaldeschi" die Königin Christine auf die von den Vätern ererbte Krone, um ähnlichen Neigungen zu leben. Schaller äußert (S. 136) „Ich brauche eine wechselvolle Existenz, um genügenden Lebensreiz zu haben." Auch Antonie stammt aus gutem Hause, zieht aber als Schauspielerin Toni mit ihrer Truppe im Lande umher, weil die innere Veranlagung sie zu einem solchen Leben treibt. Selbst der kaufmännisch-nüchterne Gustav wird nach Verlust seines Vermögens vom Dichter auf Reisen geschickt und erlebt allerhand Abenteuer, bis er wieder sein bürgerlich ruhiges Leben aufnimmt. Besondere Erwähnung in dieser Novelle verdient folgendes: Der Schauspieler Haller, ein Abenteurer aus innerer Veranlagung, rät seinem Freunde Gustav, das Abenteurerleben aufzugeben und zu einem geregelten Leben in herkömmlichen Formen zurückzukehren. In Laubes Bühnendichtung sucht Monaldeschi, Abenteurer aus Veranlagung, ebenfalls die Königin Christine davon abzuhalten, ihr wohlgeordnetes Dasein als Herrscherin von Schweden aufzugeben (I_{14}, Seite 88, 89).

Auch in kleinen Zügen lassen sich Anlehnungen an frühere Werke des Dichters feststellen. In den Reisenovellen (Bd. II, S. 48) erzählt Laube die Ueberfahrt über das Adriatische Meer und schildert dabei die abendliche Meeresstimmung folgendermaßen: „Es war ein schwarzer Abend, die Lichter schimmerten unheimlich von der Piazetta . . . und glitzerten gespenstisch hie und da über das Wasser." Die gleiche unheimliche Stimmung liegt über Christinens Meerfahrt von Schweden nach dem Festlande (IV_5, Seite 117, 118), als der Matrose sein schauerliches Lied singt, und die Königin sagt: „Was der Mensch für entsetzliche Lieder hat — schauerlich, schauerlich! Die

weite schwarze Fläche und wie drohend Feuer daraus auftauchend das große rote Gestirn."

Ein anderes Beispiel ebenfalls aus den Reisenovellen (Bd. II, S. 147 bis S. 150). Laube erzählt, wie die Seekrankheit die Reisenden ergriff und ihn selber nicht verschonte, aber trotzdem: „Ich weiß nicht, welche Organe in mir die Fähigkeit behalten hatten zu lachen, aber ich weiß, gelacht wurde in mir beim Anblick der Gesellschaft auf dem Verdeck und in der Kajüte." Auch auf Christinens Schiff fordert die Seekrankheit ihre Opfer, und hier ist es der Freiherr von der Schnure, dessen Gebahren für das Lachen sorgt (IV$_5$, Seite 116, 117).

Ein drittes Beispiel liefert des Diehters Reise in die Normandie („Franz. Lustschlösser", Bd. I, S. 198). Er besuchte dort das Schloß Eu, das auf eine reiche Vergangenheit zurückblicken kann, und schreibt: „Von den Zimmern des ersten Stockes . . . sieht man . . . das Wiesental der Bresle eine halbe Stunde lang sich hinschlängeln ans Meer zu dem uralten Hafenorte Tréport." Im „Monaldeschi" (V$_2$, Seite 130) soll Christine zu einem Ausflug nach der Normandie veranlaßt werden mit der Erklärung:

„Es wird Schloß Eu, das ihr historisch wichtig,
In solcher Einladung begriffen sein,
Nur einen Schuß weit liegt es ab vom Meer,
Vom Hafenstädtchen Tréport."

Also dieselbe Gegend, nur daß aus der „halben Stunde" Entfernung vom Meere in der Dichtung „ein Schuß weit" geworden ist.

5. Anlehnung an Werke fremder Verfasser.

Sehr oft, oder vielmehr meistens, ist zu beobachten, daß ein Dichter in seinen Erstlingswerken sich an das Muster eines bewährten Meisters anlehnt und erst später mit wachsender Kraft seine eigenen Wege geht. Auch der „Monaldeschi" ist zu den Erstlingswerken zu rechnen, denn

bisher hatte sein Verfasser, abgesehen von dem Versuche des „Gustav Adolf“ sich nur als Erzähler mit wirklichem Erfolg betätigt. Doch läßt sich bei dieser Dichtung eine Anlehnung an ein bestimmtes Muster nicht feststellen, sondern sein Verfasser hat bei einer Reihe von bekannten Dichtergrößen nur ein wenig genascht, hier einen Gedanken entlehnt, dort eine Begebenheit nachgestaltet oder den gleichen Aufbau zu Grunde gelegt, hat im übrigen aber versucht, auf seinen eigenen Beinen zu stehen. An deutschen Dichtern kommen in Frage Goethe, Schiller und Kleist, an ausländischen Dichtern Shakespeare und Dumas.

Goethe.

In der Faustdichtung (Teil I, Straße) wird Gretchen von dem ihr unbekannten Faust angesprochen und weist dessen Begleitung mit den Worten zurück:

„Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.“

Im Vorspiel des „Monaldeschi“ (Seite 50, 51) will die junge Sylva den aufdringlichen Unbekannten einfach stehen lassen und fortgehen. Ein Unterschied ist insofern vorhanden, als der erfahrene Frauenkenner Monaldeschi sich nicht so leicht abweisen läßt, wie der in Liebessachen noch unerfahrene Faust.

Im „Egmont“ (III_2) summt Klärchen im Gedenken an den Geliebten:

„Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll sein,
Langen
Und bangen
In schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zu Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.“

Im „Monaldeschi“ (III 1, Seite 103) drückt Sylva den gleichen Gedanken, entsprechend den dichterischen Fähigkeiten Laubes, folgendermaßen aus:

„O Herz, du willst mir zerspringen,
Unruh' und Hast treibt mich umher,
Ich möchte weinen, ich möchte singen,
Bald ist mir jubelleicht, bald sterbensschwer“.

Schiller.

Ein wenig zahlreicher sind die Anlehnungen an Schillers Dichtungen, von denen „Maria Stuart“ und der „Wallenstein“ in Frage kommen. In „Maria Stuart“ nimmt die große Aussprache zwischen den beiden Königinnen folgenden Verlauf: Auf die versöhnlichen Worte Marias antwortete Elisabeth mit kaltem Hohn und machte der Gegnerin Vorwurf über Vorwurf. Maria verliert schließlich die Ruhe, antwortet heftiger und erringt zwar den Sieg im Wortgefecht über die Feindin, muß diesen Sieg aber mit ihrem späteren Tode bezahlen. In Laubes Dichtung macht in der letzten großen Aussprache (V 14, Seite 146—148) die Königin Christine ihrem früheren Günstling schwere Vorwürfe wegen seines Undankes und Verrates, aber dieser dreht den Spieß um und bringt die Königin durch seine heftigeren Vorwürfe zum Schweigen. Auch er muß diesen Sieg im Wortgefechte mit seinem Tode bezahlen. Wenn die beiden Auftritte infolge verschiedenen Könnens ihrer Schöpfer an Wucht des Aufbaues und an Leidenschaft der Rede auch nicht miteinander verglichen werden können, so ist der äußere Hergang doch der gleiche.

Ein weiteres Beispiel aus „Maria Stuart“. Die Königin Elisabeth hat den Tod der verhaßten Maria gewollt, als aber die Tat geschehen ist, da möchte sie die Verantwortung von sich abwälzen und beschuldigt den Schreiber Davison. Ihr alter Freund, der würdige Lord Shrewsbury, verläßt die Königin, wie der junge Lord Leicester schon vorher zu Schiff Englang verlassen hat. Die Königin steht allein. In Laubes Dichtung hat die Königin den Tod des

verhaßten Monaldeschi befohlen, als aber der Tote daliegt, schreit sie entsetzt auf und fragt: „Wer tat's?“ Sie sucht also ebenfalls nach einem andern Täter. Ihr alter Ratgeber, der würdige Brahe und der in Treue ihr verbundene junge Graf Malström verlassen beide die Königin. Sie bleibt allein.

Ebenfalls an eine Begebenheit in Schillers „Maria Stuart“ erinnert der Glaubenswechsel der Königin Christine. Ihr erscheint der lutherische Glaube zu nüchtern, ihre Seele verlangt nach einem strahlenreicheren Himmel voller Wunder. In ähnlicher, allerdings schwungvollerer Weise schwärmt Mortimer für die farbige Pracht und das Wunderbare in der katholischen Kirche und vollzieht seinen Uebertritt (I_6).

Schließlich erinnert die jungendliche Begeisterung des Grafen Malström und seine Zartheit in der Liebe zu Sylva in etwas an die Gestalt des jungen Max im „Wallenstein“ und seine Liebe zu Thekla.

Kleist.

Daß Laube auch diesen Dichter gelesen hat, beweist die Darstellung der kläglichen Angst seines Helden angesichts des sicheren Todes, nachdem er kurz vorher seines Lebens noch völlig gewiß war. Monaldeschi fleht die Königin an:

„Laß mir das Leben! Ach es ist so süß!
Und wär's bloß Atmen, Sehen und Verlangen.“

In Kleist's „Prinzen von Homburg“ äußert der Titelheld, der kurz vorher an seine Verurteilung zum Tode nicht glauben wollte, zur Kurfürstin:

„O Gottes Welt, o Mutter ist so schön! . . .
Seit ich mein Grab sah, will ich nichts als leben,
und frage nicht mehr ob es rühmlich sei.“

Gemeinsam ist beiden Helden der plötzliche Absturz aus der Lebenszuversicht in die Todesgewißheit und das ängstliche Anklammern an das bloße Leben.

Shakespeare.

An Shakespeares Dichtungen erinnern nur zwei Einzelheiten. Einmal ist die lächerliche Gestalt des Höflings Freiherr von der Schnure den Höflingen Rosenkranz und Güldenstern im „Hamlet“ nachgebildet, zum anderen werden im „Monaldeschi“ und „Hamlet“ einmal die männlichen Eigenschaften eines Menschen zusammengefaßt in den kurzen Ausdruck „ein Mann“. Der Dänenprinz urteilt über seinen ermordeten königlichen Vater (I_2):

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Ich werde nimmer seines Gleichen sehn“.

In Laubes Dichtung (Vorspiel 5) faßt Sylva ihren Eindruck von Monaldeschi in die Worte zusammen: „Ein Mann! So rasch, so prall, so sicher!“ Auch Christine (Vorspiel, 12) äußert sich ähnlich: „Ein merkwürdiger Mensch, ein Mann!“

Laube scheint für diesen Ausdruck eine besondere Vorliebe zu haben, denn schon in den „Poeten“ hat er ihn verwendet. Dort erzählt Hippolyt (S. 70): „Endlich lispelte die Fürstin leise, so leise, daß es nur mit Mühe mein innerster Mensch erlauschte: „Du bist ein Mann“.

Dumas.

Von den beiden französischen Schriftstellern gleichen Namens hat der Vater ein Bühnenstück in fünf Aufzügen, einem Vorspiel und einem Nachspiel verfaßt mit dem Titel „Christine ou Stockholm, Fontainebleau et Rome“. Erinnert schon ganz äußerlich das vorangeschickte Vorspiel an Laubes Dichtung, die ebenfalls neben 5 Aufzügen ein Vorspiel enthält, so läßt sich auch, wenigstens teilweise, eine innere Verwandschaft feststellen. Beide Bühnenstücke haben folgendes gemeinsam: In Dumas' Drama besänftigt Christine ihren Zorn über den Verrat Monaldeschis, der Abschriften ihrer Briefe heimlich an Karl Gustav von Schweden geschickt hat, als der Günstling an die Freuden vergangener Liebesstunden erinnert; sie gerät in rasenden Zorn, als sie erfährt, das die als Page verkleidete Paula

die Geliebte Monaldeschis ist. Diese Erkenntnis besiegelt seinen Tod (V_6). In Laubes Dichtung ist die Königin bei der Nachricht vom abermaligen Verrate Monaldeschis wohl tief unglücklich, aber ihr tödlicher Haß erwacht erst, als sie in Sylva eine Nebenbuhlerin entdeckt. In beiden Fällen ist also weibliche Eifersucht eine letzte Ursache für die Tötung des Günstlings, eine Eifersucht, die wild und urplötzlich ausbricht. Auch die Art der Entdeckung weist einen verwandten Zug auf. In Dumas' Trauerspiel überreicht Christine der verkleideten Paula im Auftrage Monaldeschis einen Ring, den dieser seiner Geliebten laut Verabredung zukommmen lassen wollte, zum Zeichen seines Todes. Im weiteren Gespräche ergibt sich, daß der Verurteilte begnadigt worden ist, aber zugleich ist dieser Ring die Ursache, daß Christine von dem Liebesverhältnis Monaldeschis zu Paula Kenntnis erhält. In Laubes Dichtung sieht die Königin am Halse Sylvas das Amulett, das sie selber einst dem Freunde als Zeichen der Liebe geschenkt hat und erfährt dadurch den Liebesverrat. Ring und Amulett dienen also dem gleichen Zweck der Aufdeckung.

6. Geschichtliche Quellen.

Weit umfangreicher als die Anlehnung an Dichtungen fremder Verfasser ist die Benutzung der geschichtlichen Quellen. „Und als ich den folgenden Sommer mich in Leipzig eingerichtet und mich des geschichtlichen Materials für die ebenfalls abenteuerliche Christine bemächtigt hatte, wurden die Monologe und Gewänder ausgebreitet, und es wurde nun in einem Zuge das Stück geschrieben." Mit diesem Satze weist Laube in der Einleitung (S. 45) selbst auf sein Schöpfen aus den geschichtlichen Quellen hin. Der Dichter scheint vor allem drei Werke benutzt zu haben:

1. Arckenholz, Historische Merkwürdigkeiten die Königin Christine von Schweden betreffend. Leipzig und Amsterdam 1752.

Ein umfangreiches Werk in 4 dicken Bänden, deren letzter eine große Anzahl von Briefen und Schriften der Königin enthält. Arckenholz ist ein begeisterter Verehrer der schwedischen Königin und hat als solcher das Bestreben, alles Geschehen zu ihrem Gunsten auszulegen. Sein Geschichtswerk findet darum eine wertvolle Ergänzung durch:

2) Friedrich von Raumer, Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Leipzig 1835. (Band 5, Seite 368 fg.)

Raumer urteilt unvoreingenommen über die Königin Christine, deren Wesensart darum in weniger vorteilhaftem Lichte erscheint.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt „ihr" Charakterbild in der Geschichte."

Diese sinngemäß veränderten Verse haben ihre Berechtigung auch bei der Königin Christine; denn nicht allein ihr Uebertritt zum katholischen Glauben, auch ihre spätere Einmischung in Angelegenheiten der hohen Staatskunst zwischen Frankreich und Spanien haben bewirkt, daß die Geister in Freund und Feind sich scheiden. Es ist nicht Aufgabe dieser Arbeit, der geschichtlichen Wahrheit nachzuspüren, sondern lediglich festzustellen, inwiefern der Dichter Vorgänge der Geschichte in das Werk seiner Muse übernommen hat. Und da ergibt sich, daß Laube für keine der Parteien entschieden Stellung genommen hat, sondern je nach Bedarf seiner Dichtung beide zu Worte kommen läßt. Die gleiche Behandlungsweise erfährt auch seine dritte geschichtliche Quelle:

3. Der Bericht des Paters Le Bel. Dieser wohnte als Augenzeuge der Ermordung Monaldeschis bei, und Laube übersetzte seinen Bericht, wie schon erwähnt, in einem baskischen Seebade am Fuße der Pyrenäen. Enthalten ist diese Uebersetzung in dem Buche: „Französische Lustschlösser", Gesammelte Werke, Bd. 33, Fontainebleau, Seite 39—48.

Die Anlehnung an geschichtliche Vorbilder erstreckt sich auf Handlung und Charaktere, und zwar haben in der Handlung Geschichte und Dichtung folgendes gemeinsam: Zuerst die Abdankung der Königin Christine selber, sodann verschiedene Einzelheiten dieses Vorganges. Der gesamte schwedische Adel erhebt Widerspruch gegen die Abdankung, es weigert sich der Kanzler Axel Oxenstierna, die betreffende Urkunde zu verlesen, sodaß die Königin den Freiherrn Schering Rosenhane mit dieser Aufgabe betreuen muß. Christine verzichtet für sich und ihre Nachkommenschaft auf die Krone Schwedens zu Gunsten ihres Vetters Karl Gustav, nachdem der Plan einer Vermählung zwischen beiden an der Weigerung des weiblichen Teiles gescheitert ist. Die Königin bedingt sich als fürstlichen Unterhalt die Rechte über folgende Besitzungen aus: Ueber Stadt und Schloß Norköping in Schweden, die Inseln Oeland, Gothland und Oesel, über Wollin und Usedom und Stadt wie Schloß Wolgast an der pommerschen Küste und über Pöle und Neukloster in Mecklenburg gegen das Versprechen, nie etwas zum Nachteil Schwedens zu unternehmen. Besonders erwähnt werden mag das Recht der eigenen Gerichtsbarkeit, das später bei der Ermordung Monaldeschis eine Rolle spielt. Arckenholz berichtet (Bd. II, S. 17): „Die Königin Christine behielt sich nämlich vor ihrer Abdankung nicht allein alle ihrer Geburt zustehenden Rechte, Freyheiten und Unabhängigkeiten vor . . ., sondern sie dung sich auch völlige Macht und Gewalt aus, ihre Hausbedienten nach Belieben zu bestrafen.“ Und Laubes Christine läßt durch Rosenhane verlesen (IIs, Seite 102): „Ich muß endlich alle Gerichtsbarkeit behalten über meine Tischgenossen und die Leute meines Hauses.“

Freie Erfindung des Dichters ist das kühne Eindringen seines Helden Monaldeschi mit blankem Schwerte in den Reichsrat, um noch zuletzt die Königin von der Abdankung zurückzuhalten.

Aus welchen Gründen die Tötung Monaldeschi erfolgt

ist, läßt die Geschichte nicht klar erkennen. Arckenholz erwähnt den Bericht Charpentiers (Bd. II, S. 22): „Monaldeschi hätte aus Eifersucht wegen der Huld, die sie (Christine) gegen ihren Oberhofmeister Santinelli vermerken ließ, viele falsche Gerüchte und ehrenrührige Lästerungen über diese Königin durch seine Briefe in Italien ausgestreuet.“ Laube hat diesem Bericht den Briefwechsel hinter dem Rücken der Königin und den Gegensatz zwischen den beiden Italienern übernommen, allerdings mit der Umkehrung, daß Monaldeschi der Begünstigte ist, und Santinelli ihn zu stürzen versucht. Arckenholz erwähnt noch einen anderen Berichterstatter, einen Franzosen namens Guy Patin (Bd. II, S. 22), der aussagt: „Christine wäre dahinter gekommen, daß Monaldeschi ihr Verräter und des Kardinal Mazarins Spion bei ihr wäre.“ Laube verwendet diesen Zug und läßt Santinelli einen aufgefangenen Brief Mazarins an Monaldeschi verlesen, welcher den Plan enthält, die Königin Christine gegen ihren Willen wieder nach Schweden zurückzuschaffen. Geschichtlich unklar bleibt auch die Frage, ob verratene Liebe die letzte Ursache von Monaldeschis Tod gewesen ist. Arckenholz erwähnt kurz (Bd. II, S. 22): „Andere melden, er (Monaldeschi) hätte sie verschiedentlich betrogen, weil[1]) sie ihm beständig ungemein hold gewesen.“ Man könnte aus den Worten „ungemein hold“ auf ein Liebesverhältnis schließen, aber dem widerspricht der Bericht des Paters Le Bel. Dieser hebt die Mäßigung und Geduld der Königin hervor, mit der sie die ungestümen Bitten und Rechtfertigungsversuche des Schuldigen anhörte; er findet Christine später in ihrem Gemache mit heiterem und unbewegtem Gesichte, während nebenan Monaldeschi dem Tode entgegengeht. Diese Mäßigung und Heiterkeit der Königin wäre unmöglich, wenn der Hingerichtete ihrem Herzen wirklich nahe gestanden hätte. Die Vermutung liegt nahe, daß in diesem Falle der Dichter Laube nicht die unklare geschichtliche Quelle be-

[1]) weil = dieweil, während.

nutzt hat, sondern durch Dumas' Trauerspiel „Christine ou Stockholm, Fontaineblean et Rome“ beeinflußt worden ist, (Vergleiche: „Anlehnung an Werke fremder Verfasser, Dumas“). Die Hinrichtung selbst des Monaldeschi zeigt eine enge Anlehnung an den Bericht des Paters Le Bel.

Bericht:	Dichtung:
Am 6. Nov. 1657 . . . ward ich zur Königin berufen	Christine (V5, Seite 133 zum Diener): „Pater Le Bel, der Trinitarier Prior soll allsogleich gebeten werden, sich auf meinem Zimmer schleunigst einzustellen!“
Ich fand sie allein in ihrem Zimmer	(V10, Seite 141) — der eintretende Prior findet Christine allein im Zimmer.
und nachdem ich ihr meine Ehrfurcht bezeugt,	Prior: „Gott segne Euer königliches Haupt“
fragte ich nach ihrem Begehr.	Christine: „Ehrwürdiger Vater, Es ist ein ernst Geschäft, was Eurer harrt“

Die Königin Christine überreicht dem Berichte Le Bel's nach dem Prior ein versiegeltes Paket Briefe zur Aufbewahrung gegen das Versprechen, ihr jenes in Gegenwart eines jeden ihr beliebigen Menschen zurückzugeben. Dieses geschieht bei der zweiten Zusammenkunft in der Hirschgalerie vor den Augen des dorthin bestellten Monaldeschi. Bei Laube fehlt diese Einzelheit des anvertrauten Briefpaketes, die für seine Dichtung nur eine unnötige Verbreiterung sein würde. Hier erscheint der Pater lediglich als Beichtvater, und Christine bringt die Briefe selbst mit. Diese werden in Bericht und Dichtung dem Angeschuldigten vorgelegt mit der Frage, ob er sie kenne. Den weiteren Verlauf des Gespräches hat Laube vollkommen umgeändert.

Der Bericht (S. 41) zeigt Christine in ruhiger würdiger Haltung, eine Königin, die einen schuldigen Verbrecher der verdienten Strafe überliefert, er zeigt Monaldeschi als erbämlichen Wicht, der immer wieder versucht, sich herauszureden, indem er andere beschuldigt, der schließlich auf den Knien um Gnade fleht. In der Dichtung sind die Rollen vertauscht. Monaldeschi ist Herr der Lage und bringt durch seine Anschuldigungen Christine zum Verstummen; nichts von königlicher Würde zeigt diese Frau, sie ist lediglich ein rachsüchtiges, haßerfülltes Weib.

Dem Berichte nach sucht der Pater die Königin Christine in ihrem Zimmer auf, um noch einmal zu versuchen, sie umzustimmen durch den Hinweis, sie befände sich nicht in Schweden, sondern im Schlosse des Königs von Frankreich, und darum stände ihr nicht das Recht zu, ein Todesurteil zu vollstrecken. Aber Christine erwidert: „. . . sie sei Herrin ihrer Willensmeinungen, Justiz zu lassen und zu üben an ihren Dienern jeden Orts und jeder Zeit und sie sei nur Gott Rechenschaft schuldig für ihre Handlungen". In Laubes Dichtung findet sich ein gleicher Einwand des Priors (V_{10}):

„Vergebt -- von Euch verurteilt, Majestät?
Vergebt — verzeiht — daß ich Bedenken zeige,
Ob Ihr in diesem Lande — ob mein Herr, der König —"

Doch Christine würdigt den Priester keiner Antwort auf seine Einwände, sondern fährt ihn an:

„Verwegener Priester, tu', was deines Amts!"

Ausführlicher läßt der Dichter den alten Brahe diesen Einwand vorbringen (V_7): „Was heischest du jetzt? Ein Königsrecht, daß du selbst zu Stockholm in dem Maße als Königin nicht besessen, du heischest es in fremdem Lande . . .". Und ihm, dem alten Ratgeber, gibt die Königin auch die im Bericht erwähnte Antwort, sie habe sich die Gerichtsbarkeit über die Leute ihres Hauses ausdrücklich vorbehalten. Laube hat diese Erörterung über die rechtliche Seite der Angelegenheit aus Gründen der

Bühnenwirksamkeit vorweg genommen und in frühere Auftritte verlegt; denn auf die leidenschaftliche Aussprache zwischen Monaldeschi und Christine kann als weitere Steigerung nur die Tötung selber folgen. Eine längere rechtliche Verhandlung dazwischen würde verschleppend wirken. Aus dem gleichen Grunde tritt auch der Hofprediger nicht auf, der dem Berichte nach ebenfalls versucht, die Königin umzustimmen. Die schließliche Tötung Monaldeschis hat der Dichter nach eigener Erfindung gestaltet ohne den geschichtlichen Quellen etwas anderes zu entnehmen als eben die Tatsache der Tötung.

Das Verhalten der Königin nach erfolgter Hinrichtung ist von Laube wieder vollkommen umgeändert. Nach dem Berichte nimmt Christine die Kunde von Monaldeschis Tod in völliger Gewissensruhe auf. Sie bedauert, „daß sie zu dieser Exekution genötigt gewesen, daß sie aber gerechte Justiz geübt für solch Verbrechen und daß sie Gott bitte, ihm zu verzeihen“ (S. 46). Zu diesen Worten passen auch die vorhergehenden in der Unterredung mit dem Pater. (S. 43): „Sie . . . nehme Gott zu Zeugen, wenn sie . . . nicht allen Haß beiseite getan, und sich nur an das Verbrechen und den Verrat dieses Mannes halte, der nie seinesgleichen gehabt.“ Durchaus anders in der Dichtung. Hier ist Christine vollkommen gebrochen, muß es sein, denn ihre Tat entsprang dem Haßgefühle eines verratenen Herzens. Beim Anblick der blutigen Leiche des Getöteten schreit die Königin entsetzt auf und verhüllt das Gesicht, um darnach vor sich hinstarrend die innere Vernichtung auszusprechen mit den Worten:

„Die Ruhe und die Größe meines Lebens,
Sie sind dahin! Ich habe sie gemordet!“

Auch hier tritt das Bestreben Laubes zu Tage, das bereits die letzte große Aussprache zeigte, die Gestalt der Königin zu verkleinern und die Gestalt des Monaldeschi zu heben.

In gleicher Weise wie die Handlung lehnen sich die

Charaktere der auftretenden Menschen an geschichtliche Vorbilder an. Eine Ausnahme bildet der Titelheld, dessen Eigenschaften eine andere Herkunft haben, wie in vorhergehenden Kapiteln dargelegt worden ist. Ein Gleiches gilt für die Neben-Gestalten Sylva, Malström und Schnure. Ueber die Wesensart der Königin Christine äußert sich Raumer sehr ausführlich, und ohne Zweifel hat Laube seine Ausführungen benutzt. Eine Gegenüberstellung der Gründe ihrer Abdankung in Geschichte und Dichtung zeigt Uebereinstimmungen, die mit Händen zu greifen sind.

Geschichte.	Dichtung.
(es) erschien der gewöhnliche Gang des Regierens und die Beseitigung täglicher, oft unangenehmer Geschäfte	(I 7 Seite 79) „Ich bin zerstreut, ich tauge nichts für die Geschäfte — ach, die unerträglichen Geschäfte! . . ."
der (. . .) Königin so langweilig und widerwärtig, daß . . .	(I 14 Seite 87) „Und dieser Zwang der täglich wiederkehrenden Pflichten und Handlungen bringt mich zur Verzweiflung, denn was wir täglich tun müssen, wie weit greifend es sei, erscheint uns klein . . ."
Der Ruhm, einen Königsthron zu verschmähen und mit der Natur, Kunst und Wissenschaft ein reicheres, mannigfaltigeres, sorgenfreies und ewig heiteres Leben zu führen, wirkte mit der größten Macht auf Christinens Gemüt —	(I 14 Seite 89) „Und vergoldet der Ruhm nicht mit himmlischem Strahle ein ganzes Leben, der Ruhm, einer Krone freiwillig entsagt zu haben. Ihr entsagt zu haben ohne Not und Drang, bloß um die wirklich höchsten Güter des Menschen lebendig, frei und wirksam zu machen in sich? Bloß, um dem freien Sinne für Gott, Kunst und Wissenschaft frei zu genügen? Gibt's

Größeres auf Erden als solchen Ruhm?“

und der anfangs vorübergehende flüchtige Einfall, die Krone niederzulegen —

(I 7 Seite 80) „Und wenn ich Träumen nachhänge, so führen sie abwärts vom Throne in die geheimnisvolle Stille des Privatlebens . . .“

gewann allmählich immer mehr Festigkeit, bis Gegenvorstellungen ernster Männer zuletzt nur dazu dienten, daß die Königin ihre eigene Ansicht desto nachdrücklicher und hartnäckiger zu rechtfertigen suchte.“

(I 14 Seite 89) Auf Monaldeschis Vorstellungen antwortet Christine: „Freund, es gibt einen Drang im Menschen, der über alles Räsonnement hinaus, mächtig, ja unwiderstehlich ist. Der Hirsch muß zum Wasser gehen, auch wenn er weiß, daß der Jäger am Wasser lauert. Ich muß, Giulio, ich muß!“

(II 2 Seite 93). Der alte Brahe erhält als Antwort auf seine langen Einwendungen: „Ihr beweist für meine Abdankung, Brahe, nicht gegen sie.“

Auch die weiteren Ursachen für die Abdankung der Königin, ihre Hinneigung zum katholischen Glauben und ihre Liebe zu Monaldeschi, entsprechen der geschichtlichen Ueberlieferung. Ueber den Glaubenswechsel Christinens berichtet Raumer, daß ihr anfänglicher Eifer für das Luthertum durch Einwirkung des Franzosen Bourdelot frühzeitig derartig erkaltete, daß sie gleichgültig gegen alle Formen des Glaubens wurde. Zu dieser Tatsache stimmt gut, daß Laube in seiner Dichtung den Grafen Malström entdecken läßt, daß Christinens im Kirchenstuhle zurückgelassenes Gesangbuch eine Ausgabe des Dichters Virgilius ist. Der offene Uebertritt zum Katholizismus erfolgt der Geschichte nach in Innsbruck (Arckenholz, Bd. I. S. 313), während

Laube ihn nach Brüssel verlegt. (IV Seite 112). Raumer berichtet (S. 369): Sie kleidet sich wie ein Mann, hat eine männliche Stimme und benimmt sich in allen Stücken wie ein Mann. Sie ist voller Geist, schwört aber in jedem Augenblicke wie ein Soldat und verletzt allen Anstand.“ Vielleicht hat dieses männlich-unweibliche Wesen Laube veranlaßt, durch Monaldeschi der Königin die Fähigkeit abzusprechen, wahrhaft zu lieben und Liebe zu erwecken.

Seinem geschichtlichen Vorbilde entspricht auch die Gestalt des alten Grafen Brahe, der seiner Königin treu ergeben ist, aber als guter Schwede sie offen ermahnt, die Ausländer nicht übermäßig an den Hof zu ziehen und ihnen ihr Vertrauen zu schenken. Auch er ist Gegner der Abdankung. Arckenholz berichtet (Bd. II, S. 425) von seiner Ablehnung der Herzogswürde, die Christine ihm als Belohnung angeboten hat, wenn er bei Niederlegen der Krone ihr behilflich sein wollte. In der Dichtung (II 2 Seite 94) sagt Christine: „Dich, Peter Graf von Brahe, ernenne ich zum Herzoge“. Und Brahe lehnt ab mit den Worten: „Wenn ich vor Deinem Heere herziehen kann, so will ich Herzog sein, sonst dank ich Dir! Ich kann's nur sein, wenn Du Königin bleibst!“ Arckenholz berichtet ferner (Bd. I, S. 430): „Brahe nimmt Christine die Krone nicht ab, sie muß es selber tun.“ In der Dichtung (II 8 Seite 102) befiehlt Christine: „Graf Peter Brahe! Nimm die Krone von meinem Haupte!“ Und dieser antwortet: „Es müsse meine Hand verdorren, eh' sie die Krone antaste auf meiner Königin Haupt; muß dies geschehen, wovon mein Auge sich in Tränen abwendet, so kannst Du es nur selber tun, o Königin.“

Im Gegensatz zum Grafen Brahe entspricht die Wesensart Santinellis in keiner Weise der geschichtlichen Ueberlieferung. Nach dieser wurde der sehr angesehene und rechtliche Edelmann bei Christines erster Romreise von ihr mitsamt seinem Bruder in den Dienst genommen und gelangte bald infolge seiner ritterlichen Eigenschaften zu

hoher Gunst. In der Geschichte arbeitet nicht er als der Zurückgesetzte an dem Sturze des glücklicheren Nebenbuhlers, sondern umgekehrt versucht dieser durch gefälschte Briefe den begünstigten Santinelli zu stürzen. Laube hat also in seiner Dichtung das wirkliche Geschehen ins Gegenteil verkehrt und hebt dadurch die Gestalt seines Titelhelden auf Kosten des Nebenbuhlers. Ein gleiches Vorgehen trat bereits bei Monaldeschi und Christine zu Tage, von denen letztere ebenfalls, sogar zweimal, verkleinert wird zum höheren Ruhme des Titelhelden.

Faßt man die nunmehr abgeschlossene Entstehungsgeschichte in einen kurzen Ueberblick zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: Heinrich Laubes Dichtung „Monaldeschi“ reicht mit ihren Wurzeln bis in die Kindheit des Verfassers, wenn das erste sichtbare Auftauchen aus dem Erdreich des Unbewußten auch viel später erfolgt, als der bereits 28 Jährige im Gefängnis sitzt. Das innere Wachsen und Werden erfordert abermals über sechs Jahre bis endlich im Verlauf weniger Monate die Dichtung voll erblüht. Auf die Gestaltung eingewirkt haben neben eigenen Erlebnissen des Verfassers der Geist der Zeit und eigene frühere Werke in geringem Maße; eingewirkt haben ferner die Dichtungen fremder Verfasser und in größerem Umfange die geschichtlichen Quellen.

Würdigung.

Allgemeiner Ueberblick.

Aus der Entstehungsgeschichte ergibt sich, daß nicht das Schicksal des geschichtlichen Monaldeschi Laubes Kunstwerk veranlaßt hat, sondern daß dieser nur die äußere Form hergeliehen, in welche der Dichter das eigene Erleben eines langen Zeitraumes hineingoß. Es wird darum die Wesensart des Schöpfers in weit höherem Maße aus dem Geschöpfe seines Geistes sprechen, als wenn dieses seine Entstehung einer äußeren Anregung aus Geschichte oder Kunst verdankte. Welches ist nun die Wesensart des Schöpfers?

„In der trägen Stille eines öden schlesischen Landstädtchen im schönheitsarmen Norden der Provinz (Schlesien) erwachte seine Jugend, zu Sprottau wurde er in einem dürftigen Bürgerhause geboren. . . . In drückender Stille schlummerte das kleine Städtchen auf einer endlosen Ebene, keine Bergeslinie bot dem Auge einen wohltuenden Horizont; die wie Perückenstöcke geköpften Weiden am Ufer des Bobers und der ihm zufließenden Sprotte und hier und da ein wenig Heide hinter den Stadtmauern, die sich auch wohl zu stattlichem Walde verdichtete, durchbrachen die eintönigen Flächen der Ackerfelder und Wiesen."

So schildert Houben (S. 5) die Heimat Laubes, und dieser Armut an landschaftlicher Schönheit entspricht die Armut an dichterischer Schönheit bei dem Sohne dieser Gegend; wie geschrieben steht, ein dürrer Baum kann nur dürre Früchte tragen. Laubes „Monaldeschi„ weist nur ganz bescheidene Ansätze zu einer erhöhten Art des Dichtens

und Denkens auf; nüchterne Alltäglichkeit und verstandesmäßiges Denken herrschen überall vor und ersticken die warmen Regungen des Gefühles. Man möchte einen pelzgefütterten Wintermantel anziehen, so friert einem in der Seele vor lauter Verstandeskälte. Besonders auffällig tritt dieser Mangel an Gefühl dort in Erscheinung, wo man erwarten sollte, daß des Dichters eigenes Erleben die Begebenheiten seines Stückes vor allem mit Herzenswärme erfüllen würde. Laube war jahrelang Student der evangelisch-lutherischen Theologie, und die Königin Christine seiner Dichtung schwört dem lutherischen Glauben ab; die Tochter Gustav Adolfs, der auf dem Felde von Lützen den Heldentod für das Luthertum gestorben, tritt zum Katholizismuß über! Wie nahe lag es da, diesen Uebertritt mit aller Ergriffenheit, deren ein menschliches Herz fähig ist, zu schildern, diesen Uebertritt, der ganz Europa in ungeheure Aufregung versetzte! Aber nichts dergleichen. Christinens Glaubenswechsel wird als etwas Nebensächliches behandelt, ohne tieferes Eingehen, ohne besondere Gefühlsregung. — Im Jahre 1833 reiste Gutzkow von München aus mit Laube zusammen und äußert sich über dessen Reisenovellen, die das geistige Kind dieser gemeinsamen Fahrt sind, folgendermaßen:

„Liebesabenteuer rechts und links, im Postwagen, im Bade, in der Kirche, auf der Straße, in Winkeln, überall Liebe; Liebe mit den Fingerspitzen, Liebe mit den Knien, Liebe im Schlafe, Liebe in Haarwickeln, Liebe in Schlesien, Dessau, Leipzig, Karlsbad, Teplitz, München, Tirol, Italien, Steiermark, Wien, Prag, Liebe überall und mit allen, aber nur für einen! für H. Laube!“ (Houben S. 106). An Erfahrung auf dem Gebiete der Liebe scheint es dem Verfasser des „Monaldeschi“ also nicht gefehlt haben, man erwartet auf Grund der Aeußerung Gutzkows sogar eine Dichtung in der die Liebe den Grundton angibt und mit ihrer Glut alles Geschehen durchweint und durchjubelt. Aber das Gegenteil ist der Fall, nicht die Liebe, sondern

eine geradezu erschreckende Lieblosigkeit ist das Gepräge des „Monaldeschi". Die Königin kann den ehrlichen und tüchtigen Karl Gustav nicht heiraten, weil ihr ganzes Wesen sich gegen die natürliche Hingebung des Weibes an den Mann empört. Der Titelheld klagt in endlosen Tönen, daß Christine weder lieben noch Liebe erwecken kann, er sollte aber nur getrost vor der eigenen Türe kehren, denn da sieht es nicht besser aus. Schon die eigene Mutter hat den Knaben mit den Füßen fortgestoßen und geschrien: „Du kannst nicht lieben." Und leider liefert Monaldeschis ganze Aufführung den Beweis, daß seine Mutter mit diesem Ausspruche den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Die Königin liebt er nur, solange ihre Machtstellung ihm Vorteile bringt, wenn er sie überhaupt liebt. Und sein Verhältnis zu Sylva, an die er nur denkt, wenn ihre holde jungfräuliche Gestalt greifbar vor seinen Augen steht, verdient nicht den hohen Namen Liebe, verdient nur die Bezeichnung Begehren. Sylva selber weist Malströms ehrliche Zuneigung zurück, und diesen greift seine unglückliche Liebe so wenig ans Herz, daß er mit dem glücklicheren Nebenbuhler aufs freundschaftlichste verkehrt, als wäre nichts vorgefallen. Und dabei ist seine Gemütsart so heftig, daß er seinerzeit für die Ehre seiner Braut sofort zum Degen gegriffen hat. Bezeichnend für Laubes gefühlsarme Nüchternheit ist folgendes Geschehnis: Sylva sagt dem Geliebten:

„Ich will Dir meine schönste Locke geben,
Gib Du mir diese, die aufs Auge fällt,
Sie stört Dich nur, mich wird sie trösten" (III$_5$, Seite 108).

Warm und lebenswahr empfunden, aber gehandelt wird nicht nach diesem Gefühl. Die beiden Liebenden tauschen keine Locken aus, sondern ein Kreuzlein und ein Amulet, und beides noch dazu Geschenke der Königin, die somit lieblos weitergegeben werden. Laube brauchte für den weiteren Verlauf der Dichtung diesen Wechsel der Schmuckstücke, damit erstens die Königin den Liebesverrat Monal-

deschis erfährt, damit zweitens Sylva ihr Erscheinen im fünften Aufzuge begründen kann, und damit drittens sie gleichfalls getötet wird. Wie nutzbringend ist doch ein verstandesmäßiges Denken! Denn hätten die beiden Liebenden als warmfühlende Menschen den Wechsel der kalten Schmuckstücke verschmäht und dafür, folgsam dem Triebe ihrer jungen Herzen, sich gegenseitig eine Haarlocke verehrt, in welche Verlegenheit wäre dann der Dichter gekommen, um Fall 1, 2 und 3 doch eintreten zu lassen.

Das Vorherrschen des Verstandes auf Kosten des Gefühles erinnert an einen anderen Dichter, dessen Geburtsort Bunzlau der Heimatstadt Laubes benachbart ist, erinnert an Martin Opitz. Mit diesem Manne verbindet den Schöpfer des „Monaldeschi" auch die regsame Betriebsamkeit, die vor allem der spätere Direktor am Burgtheater entwickelte, die aber schon vordem in seinem Leben wirkungsvoll war. Bei dieser Wesensart Laubes fehlt es den Gestalten seiner Dichtung nicht an Willenswerten, die leider wieder infolge Mangels an Gefühl zu rücksichtsloser Selbstsucht ausarten, also weniger Willenswerte als Willensunwerte sind.

Die Entstehungsgeschichte zeigt, daß Laube zuerst die Gestalt des Titelhelden ausgebildet und dann sich die geschichtlichen Unterlagen für die Handlung und die übrigen Gestalten des Stückes besorgt hat. Seine fernere Tätigkeit bestand also darin, diese Unterlagen zu ordnen, zurechtzustutzen und mit einander zu verknüpfen, damit eine bühnengerechte Dichtung zustande kam. Einem gefühlsstarken Dichter wäre es gelungen, den Baustoff durch die Glut seiner Empfindung zu einer einheitlichen Masse zu verschmelzen, dem Verstandesmenschen Laube konnte dies nicht gelingen. So klafften überall Lücken, so kommt es, daß manchmal etwas ganz anderes geschieht, etwas ganz anderes gesprochen wird, als man dem Vorhergehenden nach erwarten sollte. Selbst Gegensätze stehen nebeneinander. Ein geringes Maß von Anschaulichkeit

vermehrt noch das Uebel und ist die Ursache, daß Handlung, Charaktere und Sprachstil vielfach lebensunwahr sind.

Handlung.

Die Handlung zerfällt ihrer äußeren Form nach in ein Vorspiel und fünf Aufzüge, die eine willkürliche Folge von Einzelreden, kurzen und langen Auftritten aufweisen. Manchmal sind zwei, manchmal mehrere Sprecher gleichzeitig auf der Bühne; desgleichen fehlen Massenauftritte nicht. Wechsel des Schauplatzes, auch innerhalb der Aufzüge, tritt öfters ein; am häufigsten im ersten Aufzuge, der viermal ein anderes Bühnenbild zeigt, während der dritte und vierte Aufzug keinen Wechsel aufweisen. Bemerkenswert ist die ungleiche Länge der einzelnen Aufzüge. Vorspiel und erster Aufzug haben ungefähr die doppelte Ausdehnung wie der zweite, dritte und vierte Aufzug, während der letzte Aufzug das Zweieinhalbfache eines kurzen Aufzuges beträgt.

Der Verlauf der Handlung ist im Allgemeinen derart, daß die verschiedenen Begebenheiten in der zeitlichen Reihenfolge ihres Geschehens sich abspielen. Nur Einzelheiten werden durch spätere Erzählung nachgeholt. So berichtet Sylva (I_1 Seite 73) nachträglich über den inzwischen erfolgten Aufstieg Monaldeschis und Santinelli über Christinens Uebertritt zum Katholizismus (V_2 Seite 127). In gleicher Weise wird der gescheiterte Plan Monaldeschis, die Königin nach Schweden zurückzubringen, erst später erzählt (V_1 Seite 125, 126). Dem aufdeckenden Verfahren entspricht die allmähliche Feststellung von Monaldeschis Abstammung aus dem wilden Geschlechte der Sture. Bereits im Vorspiel (Vorsp. 9) äußert Brahe der Königin gegenüber den Verdacht, der unbekannte, plötzlich aufgetauchte Abenteurer könnte ein Sohn des Grafen Sture sein. Sylva hegt (I_1 Seite 73) die gleiche Vermutung.

Im vierten Aufzuge (IV$_6$ Seite 119) hat Monaldeschi vor Malström das Geheimnis seiner Geburt gelüftet, aber die übrigen Menschen des Stückes erhalten die Aufklärung erst in der Gerichtssitzung des letzten Aufzuges. Gewiß hat diese nachträgliche Aufdeckung der Abstammung nicht die entscheidende Bedeutung wie etwa im sophokleischen Trauerspiel „König Oedipus", wo das Wissen der Herkunft zugleich den Vatermord und die blutschänderische Ehe mit der eigenen Mutter enthüllt, aber von Wichtigkeit ist die Aufdeckung auch hier. Die Königin benutzt die gewonnene Erkenntnis sogleich, um das beschlossene Todesurteil zweifach zu begründen (V$_7$ Seite 139):

„Ja, dies verbrecherische
Und wilde Blut ist ihm ererbt,
Eine Wohltat ist's für der Menschen Gesellschaft,
Wenn sie befreit wird von der Greuelrasse.
So ist er obenein halb schwedisch Blut
Und doppelt meinem Richtschwert unterworfen"

Bemerkenswert ist des Dichters Neigung, durch mehr oder weniger offene Andeutungen auf das Eintreten späterer Ereignisse hinzuweisen. Im Vorspiel (Vorsp. 9 Seite 62) erzählt Brahe, daß alle Stures nach einem abenteuerlichen Leben ein auffallendes tragisches Schicksal gehabt hätten, und deutet damit Monaldeschis späteren gewaltsamen Tod an.

Als Sylva im Vorspiel (Vorsp. 4 Seite 53) zwischen die Fechtenden stürzt, äußert ihr Vater: „Liebes Kind, man rettet nicht immer, wenn man zwischen gezückte Degen läuft . . . ., im gewöhnlichen Leben wird der dritte dabei am ersten totgestochen! Tu mir den Gefallen und merke dir das, denn es könnte mir nur eine Tochter totgestochen werden, ich habe keine zweite." Im letzten Aufzuge (V$_{16}$ Seite 149) gerät Sylva im Durcheinander zwischen Monaldeschi und den gezückten Degen Santinellis, wird als die dritte dabei totgestochen, und Brahe verliert seine einzige Tochter. Ein letztes Beispiel. Die Königin Christine

hängt ihren Günstling ein Amulett der Liebe um den Hals mit den Worten: „Bewahr' es treu, die Sage haftet daran, es sei des Todes, wer es verliere, oder veräußere". (I$_{14}$ Seite 90) Monaldeschi bewahrt es nicht treu, sondern schenkt es an Sylva weiter, und die Sage erfüllt sich durch seinen Tod.

Ueber die Handlung äußert sich Bulthaupt folgendermaßen: „Denn nicht nur, daß sie der dramatischen Haltung entbehrt . . . . dem Stücke fehlt auch jeder dramatische Zusammenschluß: in jedem Akt geschieht etwas, was im nächsten schon wieder vergessen ist, und das Ende ist nichts weniger als die letzte unabwendbare Folge des Anfangs. Monaldeschi geräth z. B. mit dem Grafen Malström, dem Verlobten der schönen Sylva Brahe, in der vierten Scene des ersten Akts grimmig aneinander; aus dem Wortgefecht, das den beiden Gegnern immer noch Zeit läßt, allgemeine Betrachtungen über Nationalität und Glücksritterei anzustellen, entspringt eine Duellforderung; das Duell wird durch Christinens Willen so durchkreuzt, daß Monaldeschi in den unverdienten Verdacht der Feigheit gerät; Malström ruft Pfui über ihn, nennt ihn einen Wicht und Prahlhans — und mit demselben Manne führt Monaldeschi im vierten Akt die cordialsten Gespräche, als stände nicht der leiseste Schatten zwischen ihnen. Und doch hat sich die Situation inzwischen nur dadurch verändert, daß Malström erfahren, in Monaldeschis Adern rolle wie in den seinen schwedisches Blut. Was aber sind die Folgen des unterbrochenen Duells für Monaldeschi? Sie existieren nicht. Der Held wird zwar gefangen gesetzt, aber Christine spricht bezeichenderweise selbst von einem Verhaftungsschauspiel, und weder für ihn noch die gekrönte Frau, die seine Mannesehre so tödlich verletzt hat, entspringt das Mindeste daraus. Im Gegenteil: er läßt sich in einer süßlich pathetischen Scene von der Königin noch ein Amulett umhängen, das bekannte Theateramulet, das Monaldeschi hernach mit seiner ange-

beteten Sylva gegen ein Kreuzchen, das diese um den Hals trägt, austauscht.“ (S. 352/53).

Man muß diesen Ausführungen Bulthaupts zustimmen mit Ausnahme seines Tadels über die Verhaftung des Helden, die ein bloßes Schauspiel ohne Folgen für ihn bleibt. Bevor hierauf näher eingegangen wird, seien Bulthaupts weitere Ausführungen betrachtet, um dann das Gemeinsame zusammenfassend zu behandeln. Er tadelt in ihnen als stärkstes Stück, daß Monaldeschis bewaffnetes Eindringen in den Reichsrat, daß dieses Staatsverbrechen keine Strafe nach sich zieht; er nimmt schließlich daran Anstoß (S. 350), daß Christine nach der Abdankung die eigene Gerichtsbarkeit sich vorbehält und diese selbst im ausländischen Frankreich ausübt. Die gemeinsame Ursache, daß diese Einwendungen gemacht werden, liegt darin, daß Laube es versäumt hat, durch Schilderung der Umwelt den Leser in den Geist jener Zeit zu versetzen. Im heutigen Rechtsstaate sind die genannten Vorgänge allerdings undenkbar, aber im Zeitalter der „Götter dieser Erde“, wie ein zeitgenössischer Dichter die selbstherrlichen Fürsten jener Zeit benannte, bedeuten sie nichts Außergewöhnliches. L'état c'est moi, des Königs Wille ist das Gesetz des Staates, nach diesem Grundsatze handelten damals mehr oder weniger alle Fürsten, nach diesem Grundsatze konnte auch die Königin Christine ihren Günstling straffrei ausgehen lassen oder zum Tode verurteilen. Aus der Geschichte ist bekannt, daß nach der Hinrichtung Monaldeschis Christine die Vorhaltungen des französischen Kardinals Mazarin, mit dessen Einvernehmen der Getötete gehandelt hatte, durch einen Brief beantwortete, der an Deutlichkeit und Grobheit nichts zu wünschen übrig ließ. Nichtsdestoweniger machte Ludwig XIV. wenige Tage später der schwedischen Königin einen freundschaftlichen Besuch in Fontainebleau und berührte dabei weder die Tötung des Monaldeschi, noch die Abfuhr seines ersten Ministers mit einem Worte. Ludwig XIV. fand als Selbstherrscher die

die Tat der Selbstherrscherin eben durchaus in der Ordnung, trotz der Abdankung.

Das Vorliegende ist geradezu ein Schulbeispiel dafür, wie notwendig die Schilderung der Umwelt für das volle Verständnis einer Dichtung ist. Laube hat diese Notwendigkeit nicht eingesehen, er vergrößert sogar seinen Unterlassungsfehler noch durch falsche Angaben. Das Stück spielt in der Zeit von 1654—1657, und der Titelheld äußert (Vorsp. 7 Seite 57): „Ein langer Degen ist immer ein guter Wetterableiter", der Blitzableiter wurde jedoch erst rund hundert Jahre später, nämlich 1752 erfunden. Desgleichen ist die Vererbungslehre des alten Grafen Brahe (Vorsp. 9 Seite 63) für jene Zeit eine geschichtliche Unmöglichkeit, sie spielt erst zwei Jahrhunderte später eine Rolle im Geistesleben. Die Dichtung konnte durch ihren Verlauf einen Beweis für diese Lehre liefern, aber ausgesprochen werden durfte sie von Menschen jener Zeit noch nicht.

Der von Bulthaupt mit Recht getadelten Sprunghaftigkeit der Handlung ohne innere Verknüpfung entspricht das Fehlen eines Gegenspieles, das sein Ziel mit Folgerichtigkeit Zug um Zug verfolgt. Vor der Abdankung kämpfen mit verzettelten Kräften Graf Brahe, der schwedische Adel und Monaldeschi gegen das Vorhaben Christines. Ein gemeinsames oder planmäßiges Vorgehen ist nicht vorhanden. Nach der Abdankung bekämpft Santinelli selbständig und allein seinen Nebenbuhler Monaldeschi. Malström steht auf Seite des Letzteren, während die Uebrigen sich zurückhalten. Also auch hier keine Einheit.

Der Aufbau des Stückes in 1 Vorspiel und 5 Aufzüge kann nicht als günstig bezeichnet werden, weil dadurch gewissermaßen eine Bühnendichtung von sechs Aufzügen zustande kommt. Der erregende Vorgang, dargestellt durch ein dreimaliges überraschendes Auftauchen des Titelhelden vor Sylva, vor Santinelli und im Zimmer der Königin, fällt denn auch bereits in das Vorspiel und dem-

entsprechend liegt der Höhepunkt der Handlung, die Abdankung Christinens und das gewaltsame Eindringen Monaldeschis in den Reichsratssaal, am Ende des zweiten Aufzuges. Es bleiben also für die weitere Handlung nicht wie üblich zwei sondern drei Aufzüge übrig, ein Umstand, der nicht zur Erhöhung der Spannung beiträgt.

Ein anderer und größerer Nachteil entsteht dadurch, daß die Dichtung nicht einen, sondern zwei Helden hat, sodaß sie richtiger sich betitelte „Königin Christine und Monaldeschi." Das Spiel mit Christine als Heldin nimmt folgenden Verlauf: Im Vorspiel, im ersten und zweiten Aufzuge setzt die Königin allen Widerständen zum Trotz siegreich ihrem Willen durch und legte die Krone Schwedens nieder. Dann wirkt dieses Tun lähmend auf ihre Entschlußkraft zurück, das Gegenspiel reißt die Zügel der Handlung an sich, und die Königin endet innerlich vernichtet.

Das Spiel mit Monaldeschi als Held verläuft umgekehrt. Es beginnt mit einer Vorherrschaft des Gegenspieles bei verhältnismäßiger eigener Ruhe. Dann übernimmt trotz anfänglichen Scheiterns der Held die Führung der Handlung, verstrickt sich in Schuld und sühnt diese mit dem Tode.

Das Urteil über ein solches doppeltes Heldentum mag Gustav Freytag abgeben:

„Das Drama hat eine durchaus monarchische Einrichtung, die Einheit seiner Handlung ist wesentlich davon abhängig, daß die Handlung sich an einer maßgebenden Person vollzieht. Aber auch für eine sichere Wirkung ist die erste Bedingung, daß die Antheilnahme des Zuhörers zumeist auf eine Person gerichtet werde, und daß er möglichst schnell erfahre, wer ihn vor anderen beschäftigen soll. . . . Und es ist eine alte Erfahrung, daß dem Hörer nichts peinlicher wird als Unsicherheit über den Antheil, welchen er jeder dieser Hauptpersonen zuwenden soll. Es ist also auch ein praktischer Vortheil des Stückes,

seine Wirkungen auf einen Mittelpunkt zu beziehen.“ (Technik des Dramas S. 263).

Nach Freytags weiteren Ausführungen sind zwei Helden im Trauerspiel statthaft, wenn dieses ein Liebespaar sind wie z. B. Romeo und Julia oder Ferdinand und Louise. Gewiß liebt die Königin Christine ihren Günstling, aber diese Liebe wird erstens nicht erwidert und bildet zweitens nicht in dem Maße das Rückengrat der Dichtung überhaupt wie bei den genannten Liebesparen.

Der Höhepunkt der Handlung, die Abdankung der Königin Chistine vor den versammelten Großen ihres Reiches, und der gewaltsame Versuch Monadeschis, dies mit dem Schwerte in der Hand zu verhindern, muß als gelungen bezeichnet werden. Die allgemeine Erregung über dieses unerhörte Ereignis und die Steigerung dieser Erregung, je näher der entscheidende Augenblick heranrückt, kommt in den einleitenden Auftritten gut zum Ausdruck. Spannung ist vorhanden. Die Abdankung selber gipfelt in dem Eindringen Monaldeschis mit blankem Schwerte in den Reichsratssaal. Der Halb-Italiener ruft dem versammelten schwedischen Adel feierlich zur Wahrung seiner Rechte, zum Widerspruch gegen die Abdankung der Königin, auf und erweckt ein leidenschaftliches Echo von Gegenrufen:

„Er hat recht! — Nieder mit dem Fremdling! — Er hat recht, aber nieder mit ihm! — Haut ihn in Stücke!“ In dieses Getümmel schreit Rosenhane: „Die Königin steht auf, und alles schweige!“ Wie durch einen Zauberschlag tritt auf diese Rede hin Totenstille ein, und Christine kann mit ruhiger Würde ihr königliches Wort sprechen. Dieser Gegensatz von lauttobendem Sturm und plötzlicher Totenstille wird auf der Bühne wirkungsvoll sein. Unbefriedigt läßt bei dem Abdankungs-Auftritt die stumme Anwesenheit des Nachfolgers Karl Gustav, der durch Brahes Mund die Annahme der Bedingungen verweigert, im übrigen aber

in seinem Lehnsessel sitzt, als ginge ihn die ganze Geschichte nichts an.

Als gänzlich verfehlt muß das Ende des Stückes, die Tötung des Titelhelden, bezeichnet werden. Die Veranlassung liegt außer in dem Liebesverrat Monaldeschis in seinem zweimaligen Versuche, die Königin gegen ihren Wunsch durch Täuschung wieder nach Schweden zurückzubringen, damit sie als Gemahlin Karl Gustavs Schwedens Königsthron besteige. Schon hier erhebt sich die Frage: Mit welcher Berechtigung kann Monaldeschi annehmen, daß bei Gelingen des Versuches Christine bereit ist, Karl Gustav zu heiraten, nachdem sie dessen jahrelange Werbung abgewiesen, nachdem sie offen herausgesagt hat, daß ihr ganzes Wesen sich gegen die Hingebung an den Mann empöre. Aber Monaldeschi ist geradezu verbohrt in seinen Plan, so daß er ihn sogar nach dem Uebertritt Christinens zum Katholizismus nicht fallen läßt, obwohl Brahe seinerzeit erklärt hat: „Man kann nicht Königin von Schweden und katholisch zugleich sein", (I 8 Seite 82) und obwohl das schwedische Volk die Königin gewaltsam an der Abreise ins Ausland hat zurückhalten wollen, damit die Schmach des Glaubenswechsels sich nicht erfülle (IV 4 Seite 115). An dem Vorgang der Tötung selber ist unwahrscheinlich, daß Monaldeschi, der noch soeben voller Selbstbewußtsein der Königin die schwersten Vorwürfe gemacht hat, bei ihrem Abwenden, das seinen Tod bedeutet, wie ein Taschenmesser zusammenklappt, und demütig zu ihren Füßen jammert: „Laß mir das Leben! Laß mir das Leben! Ach, es ist so süß!" Gleich darauf bedroht er dann wieder die Königin mit gezücktem Degen. Unwahrscheinlich ist ferner das Auftreten Sylvas in der Türe ausgerechnet in dem Augenblicke, als Monaldeschi sich den Weg zu dieser Türe freigemacht hat; ebenso unwahrscheinlich ist, daß er nicht entflieht, sondern niederkniet und seine Rettung von der gänzlich machtlosen Sylva erwartet. Am allerunwahrscheinlichsten aber ist der nach des Dichters An-

gabe entstehende Menschenknäuel, in den auch Sylva hineingedrängt wird, um durch die unglückliche Lösung eines durch blinden Zufall erhaltenen Stoßes ihr Leben zu verlieren. Die schließliche Vereinigung der beiden unglücklich Liebenden im Tode ist gewiß recht hübsch gedacht, aber dieser Gedanke ist nicht so wertvoll neu in der Dichtung, um die Unwahrscheinlichkeit des Herganges aufzuwiegen.

An den Reden der auftretenden Personen ist zu tadeln, daß sie durchwegs zu lang sind. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, als hörten die Menschen sich selber gerne sprechen, als berauschten sie sich am eigenen Geist und Witz. Viel zu lang geraten sind auch rein gedankliche Erörterungen wie die Vererbungslehre des alten Brahe (Vorsp. 9 Seite 62, 63) ganz abgesehen von ihrer Unerquicklichkeit für Damenohren. Doppelt fehlerhaft wirken die vielen Einzelreden, wenn zu deren äußerer Länge noch ein undramatischer Inhalt tritt wie Erzählungen von Vergangenem und aufdringliche Betrachtungen über das eigene Ich. Der spätere Laube hätte gewiß den Rotstift zur Hand genommen und einen ausgiebigen Gebrauch davon gemacht. Denn die Handlung wird durch derartige Längen ins Unendliche verschleppt und verliert an dramatischer Spannkraft.

Bemerkenswert ist die Art und Weise der Ueberleitung von einem Auftritt zum nächsten, die am besten durch einige Beispiele erläutert wird. Im Vorspiel (Vorsp. 7 Seite 59) äußert Monaldeschi im Gespräch mit Santinelli: „Wenn ich auch im einzelnen nicht immer voraus weiß, was ich will und wollen werde, im ganzen und großen weiß ich es sehr wohl.“ In diesem Augenblicke erscheint jenseits des Hofes in vielen Fenstern Licht und beleuchtet das Ziel seines Wollens, beleuchtet die Zimmer der Königin, den Schauplatz des nächsten Auftrittes. Ebenfalls im Vorspiel (Vorsp. 10 Seite 65) gibt Christine ihrer Sehnsucht Ausdruck nach Lebensweite,

nach Anteilnahme und schließt mit den Worten: „Gibt es denn nicht Charakter in einem größeren Kreise, den man erst nach vollendetem Leben übersieht?“ In diesem Augenblick erscheint Monaldeschi im offenen Balkonfenster und sagt: „Verzeiht, gnädige Frau, man verfolgt mich.“ Der Mann ist da, dessen Lebenskreis unbegrenzt ist, an dessen Ergehen die Königin Anteil nimmt Ein letztes Beispiel möge der dritte Aufzug (III 4,5 Seite 107) liefern: Der Titelheld hat soeben eine lange schmerzliche Betrachtung darüber angestellt, daß keine Menschenseele auf der Welt ihn wahrhaft liebe, da erscheint Sylva auf der Schwelle, und der fast Verzweifelte ruft aus: „Jesu Maria, ich bin doch geliebt“. Es offenbart sich in diesen Ueberleitungen eine gewisse Geschicklichkeit, aber eine Geschicklichkeit, die ein wenig an den bekannten Reim erinnert:

„Wenn man den Wolfen nennt,
So kommt er gerennt“.

Die Handlung weist also, um ein zusammenfassendes Urteil abzugeben, eine Fülle des Undramatischen und Lebensunwahren auf, sodaß trotz einiger gelungener Teile der Anfänger auf dem Gebiete der Bühnenkunst unverkennbar ist.

3. Charaktere.

Welcher Gattung von Stücken der „Monaldeschi“ angehört, hat Bulthaupt bereits festgelegt: „Ein Charakterdrama will es sein . . . , und was in dem Stück wirklich zur Intrigue gehört, das ränkevolle Sinnen des Italieners Santinelli auf seines Rivalen Monaldeschi Untergang, tritt völlig zurück vor dem, worauf es Laube eigentlich ankommt, die Darlegung zweier abenteuernder Naturen, des abenteuernden Mannes und der abenteuernden Frau und ihres Verhaltens zueinander.“ (S. 349) Mit dem Gelingen oder Mißlingen dieser Darlegung steht oder fällt also die Dichtung, und leider muß das Endurteil lauten: Sie tut einen großen Fall. Weit folgenschwerer als bereits in der Handlung wirkt sich der Gefühlsmangel des Dichters aus. Es ist

eben für einen nüchternen Verstandesmenschen einfach eine Unmöglichkeit, den zarten Regungen des menschlichen Seelenlebens nachzugehen, sie zu verstehen und im Kunstwerk wiederzugeben. Der Verstand wird immer an der Oberfläche haften und darum dinge miteinander in Verbindung bringen, die dem Tieferblickenden als vollkommener Widerspruch erscheinen müssen. Diese Erscheinung tritt am auffälligsten bei dem Titelhelden zutage, aber auch die anderen Personen des Stückes sind nicht frei davon. Bevor jedoch die einzelnen Wesensarten betrachtet werden, sei ein allgemeiner Ueberblick von Laubes Darstellungskunst gegeben.

Monaldeschi und die Königin Christine sind Ausnahme-Menschen, während die übrigen Gestalten des Stückes Wesensarten besitzen, die allgemein und überall vorkommen. Der Dichter verwendet Gegensätze: Monaldeschi ist geistreich, redegewandt und erringt sich die Gunst der Königin in kurzer Zeit; sein Landsmann Santinelli ist nüchtern, wortarm und ringt seit einem Jahr vergeblich um dieses Ziel. Christine besitzt Geist und Kenntnisse, aber ermangelt weiblichen Reizes, weiblicher Hingebung und kann nicht Liebe wecken. Ein abenteuerlicher Sinn fesselt sie an den Abenteurer Monaldeschi; ihr Hoffräulein Sylva ist einfacher Geistesbildung, besitzt aber Liebreiz und ein anschmiegsames Wesen. Sie wurzelt im Herkömmlichen und weist darum trotz ihrer Liebe den Abenteurer Monaldeschi zurück (IV$_7$ Seite 122—124). Gegensätze sind schließlich der bedächtige alte Brahe und sein zukünftiger Schwiegersohn, der aufbrausende jugendliche Malström.

„Jeder Charakter des Dramas soll die Grundzüge seines Wesens so schnell als möglich deutlich und anziehend zeigen." Dieser Forderung Gustav Freytags in seiner „Technik des Dramas" (S. 272) wird der Dichter des „Monaldeschi" in erfreulicher Weise gerecht. Schon das plötzliche Auftauchen des Titelhelden aus dem Dunkel

der Nacht kennzeichnet das Abenteuerliche seines Wesens, bevor die Worte: „'s ist eine Nacht wie in meiner Heimat, sie treibt mich umher nach Glück" diesen Eindruck noch verstärken (Vorsp. 2 Seite 50). Zu tadeln ist nur, daß die geringe Erfindungsgabe des Dichters den Vorgang des plötzlichen Auftauchens noch zweimal sich wiederholen läßt, vor Santinelli (Vorsp. 7 Seite 56) und vor der Königin (Vorsp. 11 Seite 65). In gleicher Weise zeigt Malström, der beim Erblicken Monaldeschis an der Seite Sylvas sofort zum Degen greift, gleich anfangs einen Grundzug seines Wesens, seine hitzige Gemütsart. Diesem Vorzuge von Laubes Darstellungskunst steht der Nachteil gegenüber, daß seine Menschen zuviel über sich selber oder über andere reden, um dadurch die eigene oder fremde Wesensart klarzulegen, anstatt diese aus der Handlung vor den Augen des Zuschauers sich entwickeln zu lassen. Es ist nun einmal so, im wirklichen Leben wie auf der Bühne, daß Selbstgesehenes einen weit tieferen Eindruck macht, als etwas, das nur durch Erzählung bekannt wird. Es ließen sich viele Beispiele für diese Art von anfängerhafter Darstellung anführen, doch mag genügen, auf die langatmige Einzelrede Monaldeschis (III$_4$ Seite 105) hinzuweisen, die mit einer Schilderung des eigenen Ichs beginnt und mit einer Darlegung von Christinens Wesensart endet, also beide Fehler in wenig schöner Eintracht zeigt.

Nach der Erörterung über die Art und Weise der Darstellung seien die dargestellten Menschen selber betrachtet. Die beiden Hauptpersonen der Dichtung, Monaldeschi und die Königin Christine, weisen folgende gemeinsamen Wesenszüge auf: Der Titelheld spricht von einer Himmelssehnsucht in die Ferne, denn „von dem was wir in der Nähe erreichen können, sehen wir alle steile, mühselige Beschwerde deutlich und deshalb versuchen wir uns nicht daran; von dem was uns in der Ferne lockt, sehen wir nur die Lockung deutlich, die Hindernisse aber undeutlich, und so gehen wir mit besserem Mute daran."

(Vorsp. 11 Seite 68/69) Und Christine stimmt dem bei: „Du hast recht — (für sich) so lockts auch mich von hinnen". Beide setzen ihr Sehnsucht in Taten um: Monaldeschi zieht abenteuernd von Land zu Land, und die Königin dankt ab, um ein Wanderleben zu führen. Beide scheuen die Erfüllung von Pflichten und möchten als Triebmensch nur ihren Gefühlen leben. Monaldeschi kommt nach Schweden, um sein Glück zu suchen und versteht unter Glück den Besitz von Macht, aber nicht, um als Machthaber seine Kraft zum Heile der Menschheit sich voll auswirken zu lassen, sondern lediglich, um zu genießen. Brahe sagt (I_2 Seite 75): „Ihr wollt immer genießen, ohne jemals zu arbeiten". Monaldeschi antwortet: „So ist's beinahe". Er hätte das „beinahe" als Wort nur ebenso weglassen sollen, wie seine Taten nichts von dieser Einschränkung wissen. Die Königin Christine jammert über die unerträglichen Geschäfte mit ihrem widerwärtigen Allerlei und träumt von der geheimnisvollen Stille des Privatlebens, um Gott, der Kunst und Wissenschaften zu leben. Daß Menschen an hoher und höchster Stelle im Staatswesen auch die sittliche Verpflichtung haben, sich zu bemühen, durch ein Höchstmaß von Leistungen dieser Stellung gerecht zu werden, dafür fehlt sowohl der Königin wie ihren Günstling jegliches Verständnis. Sie wollen nur die Vorteile ihrer Stellung genießen, aber nicht den kleinsten Nachteil mit in den Kauf nehmen. Selbstsüchtige Triebmenschen dieser Art kennen natürlich wenig Rücksicht auf die Gefühle anderer. Monaldeschi erklärte (IV_6 Seite 120):

„Was gilt es mir
Machtlosen Weibes Neigung zu besitzen".

Die Königin kann nach der Abdankung dem Abenteurer bei seinem Streben nach einem glücklichen Leben ohne Arbeit und Pflichten nicht mehr von Nutzen sein; also fort mit ihr und einer Liebe, die nicht sinnenhaft, die also für einen Monaldeschi nicht genußhaltig ist. Ersatz ist ja bereits vorhanden in der Gestalt Sylvas. Daß

Christine ihn liebt und des Glaubens lebt, von ihm wieder geliebt zu werden, das kümmert den Ichmenschen Monaldeschi ebensowenig, wie ihm die Pflicht der Dankbarkeit gegen eine Frau, aus deren Händen er nur Gutes empfangen hat, unbekannt ist. Christine allerdings handelt nicht rücksichtsvoller. Unbekümmert um den berechtigten Widerspruch des Landesadels zieht sie allerhand Ausländer an den Hof und räumt ihnen einflußreiche Stellen ein; unbekümmert um den Widerspruch ihrer treuesten Diener legt sie die Krone nieder; unbekümmert tritt sie die Gefühle des gesamten Schwedenvolkes mit Füßen und wird katholisch.

Abenteuerlicher Geist, Mangel an Pflichtgefühl und Rücksichtslosigkeit sind also die wenig erfreulichen Wesenszüge, die beiden Hauptgestalten gemeinsam sind, und die alle drei ihre mehr oder weniger nahe Verwandtschaft mit dem Jungdeutschentum nicht verleugnen können.

Auf die hervorstechendste Eigenschaft Monaldeschis weist Santinelli mit den Worten: „Ich erkenne Dich an Deiner Schwatzhaftigkeit". (Vorsp. 7 Seite 57). Malström äußert sich beim ersten Zusammentreffen in gleichem Sinne: „Gib Fersengeld, Schwätzer, oder wehr Dich" (Vorsp. 3 Seite 52), und der Titelheld äußert in einem Augenblick der Selbsterkenntnis: „In meinem alten Fehler Sentenzen machend, treib ich mich umher (IV. S. 121). Es hätte dieser Hinweise nicht bedurft, denn die Schwatzhaftigkeit beginnt mit dem ersten Auftritt des Schwätzers, plätschert durch das ganze Stück und endet erst, als der Tod die schwatzenden Lippen schließt. Doch muß zugestanden werden, daß bei diesem Redefluß allerlei geistreiche Wendungen und gehaltvolle Betrachtungen zutage treten, denen Monaldeschi denn auch in erster Linie seine Erfolge verdankt. Sein unbekümmertes Auftreten, durch das er jeder Lage gewachsen ist, und sein unbezwinglicher Degen sind weitere Mittel, um den Eindruck, der vor allem auf Frauenherzen groß ist, noch zu verstärken. Wer jedoch viele

Worte macht, dem kann es leicht geschehen, daß er später nicht mehr weiß, was er früher einmal geredet hat, und demgemäß Dinge erzählt, die widersprechend oder geradezu unwahr sind. Monaldeschi äußert (Vorsp. 11 Seite 69): „Christine heißt in Rom die philosophische Königin, man weiß und rühmt, daß sie der Wissenschaft und Kunst und aller ewigen Frage der Welt nachgeht — ist es nicht Gewinn, einer Königswelt nahe zu sein, wo inmitten weltlicher Macht der freie Wissenschaftsgedanke freie Geltung und freie Bahn gewinnt?“ Später lautet seine Meinung über die philosophische Königin anders: (III$_4$ Seite 107):

„Und weil es ihr versagt ist, Weib zu sein,
Putzt sie mit Kopf und Bildung eitel auf,
Was sie nicht kennt, und was die Dichter schildern.“

(V$_{14}$ Seite 148): „Was fand ich . . .
Weichlichen Wissensplunder, der am Ende
Zu sein glaubt, wenn er fragt und weiß . . .“

Monaldeschi ist seinerzeit als Abenteurer nach Schweden gekommen ohne bestimmte Absichten und Pläne, sondern lediglich in der Hoffnung, als Mann am Hofe einer Frau sein Glück zu machen. Nichtsdestoweniger erklärt er (V$_{14}$ Seite 148):

„Und Dir geopfert hab' ich welch' ein Leben
Von Kraft und Plänen strotzend —“

Welches sind diese Pläne? Niemand hat je davon erfahren. Also schwindelt Monaldeschi. Im Gespräche mit Malström (I$_4$ Seite 77) rühmt er sich: „Bin ich durch ein Verbrechen in Eurem Lande hochgestellt oder durch mein Verdienst? Uebertrefft mich und ihr werdet mich würdig besiegt haben.“ Welches ist sein Verdienst um das Land? Niemand weiß von einem solchen. Also Schwindel auch hier! Zur Lüge und zum Betrug schreitet Monaldeschi fort, wenn er den Argwohn der Königin, als die versteckte Sylva hinter dem Vorhange ein Geräusch macht, mit den Worten zu zerstreuen sucht: „Es seufzt der Boden unter dem zornigen Fußtritt einer Königin“ — Er wiederholt Lüge und Betrug, wenn er die Frage der Königin, wer die Tür ins Schloß geworfen hat,

beantwortet: „Wind, oder Gespenst oder Santinelli", denn er weiß sehr wohl, daß nur Sylva es gewesen sein kann (III$_6$ Seite 111). Daß ein solcher Mensch auch nicht vor offenem Verrat an seiner Herrin zurückschreckt, ist natürlich und ist bereits erwähnt worden. In Erstaunen versetzt, daß dieser Betrüger und Verräter scheinbar garnicht weiß, was er eigentlich tut, sondern in dem Glauben lebt, er handle recht und verdiene noch Lob. Als die Königin ihm gegenüber den Verdacht äußert (III$_6$ Seite 111): „Monaldeschi! Gott sei dir gnädig, daß du nicht falsch bist", antwortet er ganz unschuldig: „Wie Königin?" und fügt nach Fortgang der Königin hinzu: „Gott sei Dir gnädig, thörichte kron — und machtlose Königin". Ein Schuldgefühl wegen seines Betruges ist also nicht vorhanden. Auch später, als der Verrat auf dem Schlosse entdeckt ist, betont er noch das Verdienstvolle seiner schnöden Tat, denn er sei der Einzige, der für die Königin sorge (V$_1$ Seite 126), und schließlich nach Aufdeckung seines zweiten Verrates an Christine beantwortet er die Warnung Malströms mit den erstaunten Worten (V$_8$ Seite 140): „Verraten! Ich spiel immer offnes Spiel, und habe immer offen konspiriert." Das Erstaunen wird noch gesteigert, wenn man erleben muß, daß dieser merkwürdige Mensch in seinem unerschütterlichen Selbstbewußtsein die lieben Wesenszüge des eigenen werten Ichs den anderen Menschen als schwere Fehler vorwirft. Wie schon erwähnt worden, gipfelt Monaldeschis Ansicht vom Glück des Lebens in dem Satze: Immer genießen ohne jemals zu arbeiten (I$_2$ Seite 75). Der Königin hingegen wirft er wenig später vor: „Du willst nicht wirken, du willst nur genießen." (I$_{14}$ Seite 89) und wiederholt diesen Vorwurf, verbunden mit schwindelhaftem Eigenlob: (V$_{14}$ Seite 148)

„Ich wählte dich . . .
Weil ich den Genius des Unternehmens
Bei Dir gesichert und gefördert glaubte.
Was fand ich? Ueberdruß am Handeln."

Es ist bereits erzählt worden, daß dem Titelhelden die Fähigkeit abgeht, einen Menschen wahrhaft zu lieben; diese Tatsache hindert ihn jedoch nicht, zu wiederholten Malen den gleichen Vorwurf in langatmigen Erörterungen der Königin zu machen, z. B.: (III$_4$ Seite 106) „Die Neigung dieser Königin ist nichts . . .“ usw. Ferner (IV$_7$ Seite 120, 121): „. . . sprich nicht von ihrer Liebe,“ usw.

Monaldeschi selber zieht als heimatloser Abenteurer ruhelos von Land zu Land, der Königin schleudert er den Vorwurf ins Gesicht (V$_{14}$ Seite 148):

„. . . ein Umherziehn
In hohler Eitelkeit, ein Abenteuern
Ganz ohne Halt und Ziel, das fand ich.“

Monaldeschi gehört also zu jener Sorte von Menschen, die nach dem Grundsatze handeln: Quod licet Jovi, non licet bovi, wobei sie selber natürlich und selbstverständlich immer der Gott sind, dem alles erlaubt ist. Bulthaupt (Seite 351) tadelt an Monaldeschi vor allem, daß er kein festes Ziel vor Augen hat, dem er mit innerer Notwendigkeit zustrebt, dessen Erlangung ihm selbst den Einsatz des Lebens wert dünkt. Er wirft dem Titelhelden vor, daß er keine Klarheit über das gibt, was er eigentlich bezweckt, sondern ins Blaue hinein handelt. Man muß Bulthaupt zustimmen, denn anfangs weiß Monaldeschi wirklich nicht, was er will, und später hat er zwar ein Ziel, für dessen Erlangung er sogar das Leben einsetzt, aber dieses Ziel entspringt nicht mit innerer Notwendigkeit aus seinem Wesen, es steht vielmehr im Gegensatz dazu. Monaldeschi tritt nämlich leidenschaftlich dafür ein, daß Christine den von ihren Vorfahren ererbten Königsthron nicht aufgibt, er dringt unter Gefahr seines Lebens in den schwedischen Reichsrat und ruft dessen hochadelig gesinnten Mitgliedern zu (II$_9$ Seite 102): „Wahre deine Rechte, Reichsrat von Schweden! Deine Krone stammt von Gott, und keines Menschen, auch nicht deines Königs Laune kann sie verschenken.“ Der schweifende, nur das

Glück suchende Abenteurer tritt also als Vorkämpfer für das Festgegründete, seit altersher Bestehende auf, das mit Arbeit und mit Pflichterfüllung verbunden ist. Sein späteres Zielstreben nimmt dieselbe Richtung. Er will die Königin, die „wüstem Triebe nachsteuert", in ein „wohlgefügtes, festes Dasein" zurückbringen, sie soll als Gemahlin ihres Vetters Karl Gustav den ihr zukommenden Platz auf dem Throne wieder einnehmen. Als der erste Versuch von Santinelli vereitelt worden ist, verfolgt Monaldeschi mit Hartnäckigkeit seinen Plan weiter, bis die Hinrichtung in der Hirschgalerie alles Streben beendet. Für ein solches Ziel mit Wort und Tat und Leben eintreten, könnte ein sittlicher Mensch, aber kein Monaldeschi, dessen Wesensart aus Vorstehendem ja zur Genüge bekannt ist. Seinem Wesen entspricht lediglich, daß er sein Ziel rücksichtslos auf dem Wege des Verrates zu erreichen sucht. Laube verschmilzt hier Gegensätze, die unvereinbar sind wie Feuer und Wasser; die Gestalt des Monaldeschi erhält dadurch einen Bruch, der ihre Lebenswahrheit völlig zerstört. Der Ursprung dieser neuen Gedankenwelt liegt in der Abkehr Laubes von dem Geiste des Jungen Deutschland, worüber die Entstehungsgeschichte berichtet hat (S. 17). Aber es gelingt dem Dichter nicht, diesen Wechel seiner Lebensanschauung in seinem Stücke allmählich zu entwickeln und die Gegensätze ineinander übergehen zu lassen, sondern die beiden Gedankenwelten laufen ohne Berührungspunkte nebeneinander her wie die beiden Gleise eines Schienenstranges.

Das unvermittelte Nebeneinander von Gegensätzen ist überhaupt bezeichnend für den Titelhelden. Er erzählt von seiner Mutter (III$_4$ Seite 102):

„Bald küßte sie mich, entzückt von mir
Und herzte mich zum Ersticken —
Dann stieß sie mich mit Füßen fort
Und schrie: du kannst nicht lieben".

Dem Sohn ist diese Eigenschaft der Mutter vererbt; sein

Gefühl springt von einem Aeußersten zum anderen ohne Uebergang. Einige Beispiele: Monaldeschi ist tief gekränkt, weil Malström ihm Feigheit vorgeworfen und die Königin den Zweikampf verhindert hat. (I$_{13}$ Seite 86/87) Er klagt: Stöhnen und weinen möcht' ich vor Aerger, Zorn und Schmerz". Da geht Sylva vorüber und er jubelt: „Verdruß und Aerger sinken unter, und meine Arme, meine Kräfte, meine lieblichsten Wünsche und Hoffnungen erheben sich". An Bord des Schiffes dringt Monaldeschi mit seiner Liebe in Sylva und äußert dabei:

„Doch ist's mir Seligkeit, von dir zu sterben,
Zu fühlen, daß die liebe kleine Hand
Krampfhaft mein Herz greif — stoß, ich bitte dich!
Kannst du nicht liebend streicheln, tu's im Töten".

Er will sein Abenteurerleben aufgeben und an Sylvas Seite fortan als ruhiger Bürger leben:

„O schüttle nicht dein Haupt! Reich mir die Hand!
An deiner Wimper hängt mir Tod und Leben".

Als Sylva auf ihrer Weigerung beharrt, tut er die Angelegenheit, die eben noch Tod und Leben für ihn bedeutete, kurz und schnell getröstet ab mit den Worten:

„Fahr' hin!
Ich bin der Mann mein Schicksal zu erfüllen".

Ein letztes Beispiel liefert das Verhalten Monaldeschis in der Hirschgalerie, von dem bereits gesprochen worden ist. (S. 54)

Von der Königin Christine sind jene Wesenszüge bereits bekannt, in deren Besitz sich auch Monaldeschi befindet, nämlich Abenteuerlust, Mangel an Pflichtgefühl und Rücksichtslosigkeit. Bulthaupt äußert sich folgendermaßen (S. 349): „Königin Christine von Schweden ist es, die sich der Macht entäußert, ohne dafür in der Liebe, die den Frauen gehört, einen Ersatz zu finden: die aus einem gewissen schauspielerischen Reiz mit den schwersten Entschlüssen spielt, ohne die Folgen zu überdenken, und die im Gefühl ihrer geistigen Bedeutung doch echt weiblich auf

Schritt und Tritt an die Grenzen ihrer Logik gelangt. So ist es zum Beispiel ganz wohl begründet, daß sie, nachdem sie die Krone in Karl Gustavs Hände gelegt, trotzdem nicht aufhört, sich als Königin zu fühlen, königliche Handlungen vorzunehmen und Rechte zu beanspruchen, die nur dem Oberhaupt des Landes zukommen können . . . Der Widerspruch, die Halbheit, das Abenteuerliche ihrer Natur wird deutlich und nicht unwahrscheinlich damit gekennzeichnet". Aus dieser Beurteilung Bulthaupts, der zuzustimmen ist, sei der Ausdruck „echt weiblich" hervorgehoben und neben folgenden Satz desselben Verfassers gestellt: „Männlich geartet wie sie ist liebt sie keinen Mann, und an Monaldeschi interessiert sie nur der geistreiche Mensch, der Phantast, der Abenteurer". Bulthaupt deutet hier einen Gegensatz an, ohne allerdings näher darauf einzugehen. Ist Christine weiblich oder unweiblich geartet, das ist eine Frage, deren Lösung strittig ist. Monaldeschi betont verschiedentlich Christinens Mangel an weiblichem Empfinden und wirft ihr Unfähigkeit vor, Liebe bei Männern zu erwecken und selbst lieben zu können. Die Königin selber behauptet, wie schon erwähnt, (II_2 Seite 93): „Und doch empört sich mein ganzes Wesen gegen die Hingebung an den Mann". Demgegenüber steht das Urteil Brahes (II_8 Seite 94): „Mein Kopf faßt es nicht, eins sieht er nur: Dies ist ein Weib, wie sehr sie's leugne". Weiblich ist ihre Fürsorge um die kranke Sylva (IV_4 Seite 115), weiblich ihre Abneigung gegen die Regierungsgeschäfte und weiblich vor allem, daß sie Monaldeschi den hinterhältigen Plan ihres Zurückbringens nach Schweden verzeiht, aber seinen Tod beschließt, als der Ungetreue eine andere Frau liebt. Es erhebt sich die Frage, ob derlei Widersprüche in der Brust eines Menschen nebeneinander wohnen können, oder ob hier der Dichter gegen die Lebenswahrheit gefehlt hat. Christine selber vereinigt beide Gegensätze in einem Atemzuge (I_{14} Seite 87): „Träumen und lieben will ich! Ein Weib bin ich, wie sehr man es ver-

leugnet hat, und dieser Zwang der täglich wiederkehrenden kleinen Pflichten und Handlungen bringt mich zur Verzweiflung". Ja, aber liegt denn die Erfüllung täglich wiederkehrender kleiner Pflichten dem Wesen der Frau nicht näher als dem Wesen des Mannes? Bulthaupt faßt sein Schlußurteil über Christine in die Worte (S. 351): „Normale Sinne, normale Geisteskräfte verlangen wir vom Helden, und wer über die Intelligenz und den Charakter eines Schulkindes nicht hinausreicht, kann auch ebensowenig wie ein Schulkind verlangen, ernsthaft genommen und als dramatische Hauptperson respektiert zu werden". Dieses Urteil muß als zu hart empfunden werden, wenn man bedenkt, daß Christine für Kunst und Wissenschaft begeistert ist und mit Gelehrten von Ruf wie Cartesius verkehrt. Und für den Besitz eines „normalen Sinnes" spricht auch, wenn sie neben dem alten Brahe auch den jungen Malström als Reisebegleiter wählt mit der Begründung (III$_6$ Seite 111): „Er ist brav und tüchtig, und das beschränkte, aber gesunde Recht, das er gerade herausgehend vertritt, übt immer eine gewisse Erquickung auf mich". Unverständlich ist, aus welchem Grunde der Dichter die Königin Christine gegen Monaldeschi den Vorwurf erheben läßt. (V$_{14}$ Seite 147):

„Die getreusten Freunde verstieß ich,
Weil sie dich nicht mochten!
Die getreusten Freunde verließ ich,
Weil sie dir nicht gefielen."

Diese Worte enthalten die Unwahrheit und stehen darum im Gegensatz zum Wesen der Königin, entsprechen aber dem Wesen Monaldeschis, der seine Worte nicht so genau wägt. Wie schon die Fülle von Eigenschaften, die den beiden Hauptgestalten gemeinsam sind, beweist, sind die einzelnen Wesensarten nicht scharf gegeneinander abgegrenzt, sondern gehen vielfach in einander über, sodaß dieselben Züge bei verschiedenen Menschen, oft widersprechend, sich wiederholen. Diese Erscheinung, natürlich

ein schwerer Fehler der Darstellung, läst sich auch bei den Nebengestalten beobachten: Santinelli ist vor Jahresfrist an den schwedischen Königshof gekommen wie später sein Landsmann, um dort sein Glück zu suchen, obwohl seine schwunglose, nüchterne Art eigentlich im Gegensatz zum Wesen eines Abenteurers steht. Sylva besitzt als Erbteil von der Mutter gleich Monaldeschi einen abenteuerlichen Zug, der mit ihrem sonstigen Wesen ebensowenig in Einklang steht, wie die geistreichen Reden, die Malström gelegentlich mit seinem schwatzhaften Gegner führt, zu seiner sonstigen Art passsen. — Sylva und Malström haben ferner gemeinsam, daß sie sich von dem Abenteurer lossagen, als sie dessen wahres Wesen erkannt haben.

Aus der Entstehungsgeschichte (S. 41, 42) ist bekannt, daß Laube das geschichtliche Vorbild Santinellis, des Gegenspielers seines Titelhelden herabgedrückt hat, um Letzteren zu heben. Trotzdem steht der Herabgedrückte höher als der Gehobene. Ueber eine glänzende geistreiche Beredsamkeit, wie Monaldeschi sie besitzt, verfügt er allerdings nicht, dafür aber besitzt er, was jenem gänzlich abgeht, Treue und Anhänglichkeit gegen die Königin. Wenn auch sein Wunsch, bevorzugter Günstlings Christines zu werden, nicht in Erfüllung gegangen ist, er beherzigt doch die Regel, daß man jenem Menschen zu Dank verpflichtet ist, der einem Gutes erwiesen hat. Sein Haß gegen den glücklicheren Nebenbuhler Monaldeschi ist verständlich, wenn auch der Versuch, jenen gleich anfangs als eingeschlichenen Dieb durch einen Scharfschuß der Schloßwache aus dem Wege zu räumen, jedes Maß überschreitet. Dem Herzen der Königin bleibt Santinelli ewig fremd, er kommt ihr sogar unheimlich vor, aber sie weiß, was sie an diesem Manne hat (IV$_2$ Seite 113):

„So zeigt sich dieser Mann mir blind ergeben,
Blind führt er aus, was ich ihm auch befehle,
Selbst ein Verbrechen würd' er mir vollführen."

Um den verhaßten Gegner zu Fall zu bringen, scheut

Santinelli kein Mittel. Er belauscht an Bord des Schiffes Monaldeschis Gespräch mit Malström und vereitelt den Plan; er fängt Briefe seines Nebenbuhlers ab und überreicht sie der Königin. In der Hirschgalerie verschließt er allen Bitten des Verurteilten, der einst sein Jugendgespiele war, das Ohr und bleibt hart selbst dem Einwand des Priors gegenüber (V_{12} Seite 144): „Ich achte und ehre Euch, aber ich vollbringe meinen Dienst — erst Herrendienst, dann Gottesdienst.“ Es klingt hier die alte germanische Mannentreue an, leider nicht ganz reinen Tones, sondern beeinträchtigt durch eigenes Haßgefühl. Santinellis Degen ist es schließlich, der Monaldeschi niederstreckt.

Sylvas Wesen wird gekennzeichnet durch die Aeußerungen der Königin (Vorsp. 9 Seite 64): „So lieblich jungfräuliche Blume in meiner Umgebung . . .“ und später (V_4 Seite 131):

„Dein wohlgebildet Antlitz ist wie Sonne! . .
Du Glückskind mit dem lieblichen Gesicht.“

Jugendliche Unerfahrenheit läßt ihr Herz eine leichte Beute des erfahrenen Frauenkenners Monaldeschi werden, doch zerbricht dessen Macht, als Sylva ein Gespräch mit anhört, das ihres Geliebten rücksichtslose Abenteurernatur enthüllt. Gut ist bei dieser Gelegenheit vom Dichter der Unterschied zwischen ihr und Santinelli hervorgehoben. Der Italiener belauscht absichtlich das Gespräch und schleicht sich unbemerkt davon, als er genug vernommen hat; Sylva ist durch Zufall Mithörerin und macht durch eine heftige Bewegung auf ihre Anwesenheit aufmerksam. Für die Ehrlichkeit ihres Wesens spricht auch das Sträuben, sich hinter einem Vorhang zu verbergen, als die Königin sich nähert, eine Ehrlichkeit, die Monaldeschi vermissen läßt (III 6 Seite 109). Die Heimlichkeit und das Leid ihrer Liebe greifen ihre Seele so stark an, daß Krankheit den starken Körper aufs Lager wirft, und irre Worte den Lippen entschlüpfen.

Ein erfreulicher Mensch ist auch Malström, erfreulich vor allem durch sein vaterländisches Empfinden und durch

ehrliche Offenheit, die nicht nach den Folgen fragt. Christine urteilt über ihn (IV$_4$ Seite 115): „Seine grade Seele ist tröstlich wie ein Kompaß.“ Dem schwedischen Herzen Malströms sind alle Ausländer zuwider, mögen diese Monaldeschi oder Santinelli heißen, mögen es Spanier, Italiener oder Franzosen sein. Seine Ansicht ist: „Dies Herbeiziehn der Fremden hat den keuschen, heimatlichen Sinn, hat den treuen Sinn verdorben, das Einmischen fremder Art gibt unrein Gebräu.“ (II$_3$ Seite 95). Er macht aus seiner Abneigung kein Hehl und verweigert dem Ausländer Monaldeschi, der in Brahes Hause ihm entgegentritt, den Gruß (I$_4$ Seite 76). „Ich kann nicht lügen und jemand einen guten Tag wünschen, der meinen guten Tag verdirbt.“ Ein heftiger Wortwechsel und späterer Zweikampf sind die Folgen. Als Brahe ihn wegen seines leidenschaftlichen Benehmens gegen den Günstling der Königin tadelt, braust sein Adelsstolz auf, und jugendlicher Ueberschwang sieht den väterlichen Freund auf Seiten des gemeinschaftlichen Gegners, sieht die geliebte Braut verloren. Dabei hegt seine Brust ein zärtliches, zu Liebkosungen bereites Herz, das anderer Menschen Gesellschaft als Störung empfindet und lieber Sylva allein entgegenschlägt. Wohl ihretwegen schließt er sich der Königin als Begleiter auf ihren Reisen an. Ein feiner Wesenszug ist, daß er seinen Mantel abreißt und die tote Geliebte damit bedeckt, um dem alten Vater den Anblick der Leiche seiner einzigen Tochter zu ersparen. Es war bereits darauf hingewiesen, daß gelegentliche Geistreicheleien in seinem Munde auf einen Fehler der Darstellung beruhen; ebenso unwahrscheinlich ist sein plötzlicher Gesinnungswechsel dem Italiener Monaldeschi gegenüber, lediglich aus dem Grunde, weil dieser sich als Nachkomme des schwedischen Grafen Sture ausweist. Es wird Malström doch kaum verborgen geblieben sein, daß dieser Halbitaliener auch sein Nebenbuhler bei Sylva ist und ein begünstigter Nebenbuhler. Wer so leidenschaftlichen Sinnes ist wie Malström schließt nicht Freundschaft

mit dem Räuber seiner Liebe. Laube hat es überhaupt unterlassen, diese Nebenbuhlerschaft in Erwägung zu ziehen. Lebensunwahr in Malströms jugendlichem Munde klingen auch manche hochweisen Erörterungen über „nationale Gemeinschaft“ (I_4 Seite 77) und Fragen der hohen Staatskunst (II_3 Seite 95), die einem gereiften Manne, wie dem alten bedächtigen Brahe besser anstehen würden. Auch dieser liebt sein schwedisches Vaterland und tritt der Königin mit aller Entschiedenheit entgegen, wenn er glaubt, daß ihre Handlungsweise dem Reiche zur Unehre und zum Schaden gereiche. Sehr freimütig erklärt er Christine ins Gesicht, daß auch eine gekrönte Frau immer eine Frau bleibt, deren zarte Hände den harten Stoff der Welt nicht meistern können, und die darum der Leitung eines Mannes bedarf. Seine Ueberzeugung ist ihm heilig, ist ihm nicht feil selbst nicht um die höchste Würde des Reiches, um den Herzogstitel, den Christine ihm anbietet als Lohn für seine Hilfe bei der geplanten Abdankung. Dabei ist seine Treue unwandelbar, obwohl der Dienst bei der launischen Königin nicht immer ganz leicht ist; er hält seiner hohen Herrin die Treue auch nach der Abdankung und geht mit ihr in die Fremde, er hält ihr die Treue selbst nach ihrem Uebertritt zum Katholizismus, dem härtesten Schlag, den sein schwedisches Protestantenherz erleiden muß. Eine Gestalt, nicht unähnlich dem alten Hildebrand in der Dietrichsage. Seiner einzigen Tochter, der lieblichen Sylva, ist sein väterliches Herz mit Zärtlichkeit und banger Sorge zugetan.

Der Höfling Freiherr von der Schnure hängt gleich Brahe mit treuer Ergebenheit an der Königin und liebt wie jener die schwedische Heimat, ist jedoch seinem übrigen Wesen nach die menschgewordene Lächerlichkeit. Er wird deshalb von den anderen nicht ganz für voll genommen. Geistige Beschränktheit, Standesdünkel und eine unbegrenzte Hochachtung vor den äußerlichen Formen der Hofsitte sind seine hervorstechendsten Eigenschaften, zu

denen sich noch Mangel an Mut gesellt: Er zieht als Beleidigter nicht den Degen, er zieht nur am Degen und muß sich vom Gegner Verhöhnen lassen: „Soll ich rausziehen helfen?“ (I_{12} Seite 85). Ein wenig störend wirkt an dieser Gestalt, wenn der Dichter Eigenschaften wie Anhänglichkeit und Vaterlandsliebe mit Lächerlichkeit und Mangel an Mut verbindet.

Der Pater Le Bel erscheint erst im fünften Aufzuge, um dem Verurteilten die letzte Beichte abzunehmen. Er versucht umsonst, die Hinrichtung abzuwenden und beklagt als Prister nachdrücklich, daß der Getötete ohne Beichte und Absolution gestorben ist. Besondere Wesenszüge treten nicht hervor. Erwähnt werden mag auch Karl Gustav, der bei der Abdankung zwar anwesend ist, aber selber nicht den Mund auftut, sondern durch Brahe die Krone ablehnt, weil an ihre Annahme Bedingungen geknüpft sind, die nur ein Titular-Königtum übrig lassen. Er besitzt also Herrscherstolz und soll nach Brahes Urteil: „ein edler, hoffnungsreicher liebenswerter Herr“ (II_2 Seite 97) sein, der mit Christine gerne den schwedischen Königstron teilen würde.

Laube hat seine Dichtung ein Trauerspiel genannt, es bleibt zu untersuchen, ob diese Bezeichnung zu Recht besteht. Der Titelheld Monaldeschi bewertet sein eigenes Ich mit folgenden Worten (III_4 Seite 106):

„. . . . Frag' ich um Schuld?
Ich frag' um Glück! Und dessen will ich rauben
Soviel ich kann — ein Räuber bin ich worden,
Weil sich die Kräfte so in mir gefügt,
Und grade so. Das Raubtier wird geschaffen
Und lebt wie sein Beruf sein Raubtierleben.“

Die Tötung eines Raubtieres wird niemals als ein tragisches Schicksal empfunden werden, weil keine sittlichen Werte zu Grunde gehen; die Tötung wird nicht einmal ein Gefühl der Trauer auslösen, sondern weit eher

ein Gefühl der Befriedigung, weil nach natürlichem Gesetze der Verbrecher seine verdiente Strafe gefunden hat.

„Und wer es (= Raubtier) zwingt, der tötet's,
Also ist der Lauf der Welt."

Aber hat Monaldeschi in einem Augenblicke der Niedergeschlagenheit nicht vielleicht das eigene Ich mit zu schwarzen Farben gemalt? Leider nein. Er versucht allerdings, die Königin Christine von der Abdankung zurückzuhalten, er versucht später sie wieder in geordnete Verhältnisse zu bringen, aber weniger ihretwillen, als um des eigenen Vorteiles willen und schrekt selbst vor Verrat nicht zurück; dazu steht dieses Streben in völligem Gegensatz zu seinem sonstigen Wesen und verliert daher mit seiner Unglaubwürdigkeit auch jegliche Wirkung. Es bleibt das Raubtier, das an keine Sittlichkeit, an keine Pflicht sich gebunden hält, sondern als ein niederes Lebewesen hemmungslos seinen Trieben nachgeht. Sein Tod wirkt nicht traurig, er wirkt erfreulich. Auch die zweite Hauptgestalt, die Königin Christine, bringt kein tragisches Gefühl zur Auslösung; denn kein sittlich wertvoller Mensch wird zerstört, und kein edles Wollen scheitert an der Macht des Gegenspieles. Auch Christine lebt ihren Trieben und Launen, wenn diese auch weniger verwerflich sind als bei Monaldeschi, und aus ihnen entspringt ihre seelische Vernichtung. Menschliche Züge treten hinzu, sodaß Christinens Schicksal zwar nicht tragisch erschüttet, aber Trauer erweckt. Von den Nebenpersonen ist Sylva gewiß ein wertvoller Mensch, aber die Tragik ihres Todes wird dadurch beeinträchtigt, daß diesen nicht innere Notwendigkeit, sondern ein unglücklicher Zufall herbeiführt. Nur traurig ist das Schicksal des alten Brahe, der seine einzige Tochter, und des jungen Malström, der seine Braut verliert.

Zusammenfassend muß also gesagt werden, daß Laubes Bühnenstück den Anforderungen des Tragischen in keiner Weise nachkommt; denn die Tatsache allein, daß

zum Schluß der Dichtung ein paar Leichen auf der Bühne liegen, berechtigt niemals dazu, dieser Dichtung den Ehrennamen „Trauerspiel“ beizulegen.

Aber erfreulich wirkt etwas anderes, nämlich, daß sämtliche haltlosen Abenteurer-Naturen in kläglicher Weise scheitern. Der Titelheld wird hinterrücks erstochen, die Königin Christine ist innerlich vernichtet, und selbst die holde Sylva, die ihr Herz an einen Abenteurer verloren hat, muß sterben. Dagegen überleben den traurigen Ausgang der Dichtung die Gegensätze des Abenteuerlichen, der alte Brahe, der jugendliche Malström und der komische Höfling Schnure, alle drei auf ihre besondere Art Vertreter der festgegründeten Sitte, des vaterländischen Gedankens. Ob dieser Ausgang des Stückes vom Dichter bewußt oder unbewußt gestaltet ist, bleibt eine offene Frage. Wahrscheinlicher ist das letztere, denn Laube, der in einer langen Einleitung über die werdende Dichtung mit der Redseligkeit eines Monaldeschi sich verbreitet, erwähnt nichts derartiges. Aber sicher ist, daß dieser Ausgang ebenso wie das Zielstreben des Titelhelden seine letzte Ursache in der Abkehr Laubes vom Geiste des Jungen Deutschland hat (siehe S. 17 u. S. 63/64).

Sprachstil.

Die nüchterne Wesensart Laubes enthüllt sich am auffälligsten im Sprachstil seiner Dichtung. Die verwendeten Wörter, die seltenen Bilder und Vergleiche bewegen sich kaum über den engen Kreis der gewöhnlichen Umgangssprache hinaus. Jeder Zeitungsschreiber kann hier mithalten. Auf Schritt und Tritt stößt der Leser auf Plattheiten wie etwa (II_3 Seite 95): „Sonst noch was", oder (III_6 Seite 109): „Himmel, du hast die Tür offen gelassen", oder (V_1 Seite 126): „Ersäufe den einzigen, der für die Königin sorget", oder (V_2 Seite 140): „Freches Geschöpf", und andere mehr. Wenn seine Sprache wenigstens fließend wäre und als gutes Deutsch angesprochen werden könnte, aber daran fehlt es bisweilen ebenso wie an der klaren Verständlichkeit. Und wer das nachfolgende Stück aus Monaldeschis Selbstbetrachtung sogleich versteht, wird trotzdem sein herzliches Mitleid dem armen Schauspieler nicht versagen, der mit seinem Atem solch endlos langen Satz durchhalten muß (III_4):

„Wer da erobert, bin das ich? ich ganz?
's ist eine Eigenschaft, 's ist eine Fähigkeit
In mir — sonst nichts; dies ganze Wesen aber,
Dies ganze Ich, dies eigene Geflecht
Von Kraft und Schwäche, Lust und Unlust, ach,
Dies launenhafte, wetterwend'sche Ding,
Das nach dem Himmel lechzt und ihn nicht kennt,
Das mit der Hölle spielt und sie nicht kennt,
Das Gott verspottet, um nicht klein zu sein,
Und das Gott sucht mit Gierde Tag und Nacht,

Und doch sich selbst verhehlt, daß es ihn suche, —
Dies Ich, so straff zum Glück, und im Genusse
So durstig doch, so spöttisch doch, dies Ich
Es mag's in Wahrheit niemand; niemand liebt's.
Es ist allein auf dieser weiten Welt,
Und darum ist's verbrecherisch —
Denn was allein bleibt, was sich nicht vermischt,
Das ist der Welt zur Last, das nennt sie Störnis, (?)
Und Störnis bin ich, ach, von Mutterleibe!

Gleich undramatisch wie derartige Satzschlangen sind Erörtungen, die zwar den unwissenden Zuschauer aufklären, die aber unangebracht sind, weil ihr Inhalt den auftretenden Personen längst bekannt ist. Santinelli erzählt z. B. der Königin (V_2):

„Da kam von Mazarin, dem Kardinale,
Der dieses Land regieret, ein Kurier".

Die Königin weilt seit langem als Gast auf französischem Boden und weiß ganz sicher, daß Kardinal Mazarin das Land regiert, aber der Zuschauer weiß es nicht und seinetwegen fügt Santinelli die obige Erläuterung bei.

Ein bedauerlicher Mangel des Sprachstiles ist, daß die Menschen alle auf die gleiche Art sich ausdrücken und nicht die besondere Wesensart auch durch eine besondere Redeweise hervorheben.

Im Vorspiel, im ersten und zweiten Aufzuge findet sich keinerlei Versgliederung, während der Rest der Dichtung in bescheidener Nachahmung Shakespeares einen Wechsel von gebundener und ungebundener Rede zeigt. Ein großer Unterschied besteht allerdings nicht zwischen den beiden Formen. Die Verse enthalten dieselben alltäglichen Worte und sind eben so schwunglos wie die Prosa; sie erregen weder durch ihre Klangfolge allgemeines Wohlgefallen, noch steigern sie das Gefühl oder heben die Bedeutung eines Gedankens. Von einer Verskunst, die schon dnrch die Art der Gliederung bestimmte Empfindungen zum Ausdruck bringt, kann nicht die Rede sein. Das Gliederungsmuster

zeigt meistens den steigenden Fünftakter mit weiblichen oder männlichen Endungen, doch fehlen auch andere Verse mit ganz willkürlichen Maßen nicht. Der Reim findet sich gelegentlich. Verstöße gegen das Gliederungsmuster sind häufig; sehr oft wird der Nebenton zum Hauptton, oder dieser tritt gar auf eine unbetonte Silbe über. Manche Verse sind so fehlerhaft, als wären sie gedichtet, bevor Martin Opitz sein Buch von der deutschen Poeterey geschrieben. Einige Beispiele für viele:

V 2 „Der Reitende gab die Depechen mir"

„ „Du weißt, ich mißtrau' deinen Mitteilungen."

V 2 „Kannst du nichts anderes ihm anbeweisen."

V 2 „Dies war ein echt leichtsinniger Franzose."

Im fünften Aufzuge finden sich ganze Seiten, wo man den Verfasser fragen möchte, warum die Reden der auftretenden Personen eigentlich in Versform niedergeschrieben sind. Ein bestimmtes Gliederungsmuster fehlt, und die freien Klangreihen sind nichts anderes als verlotterte Verswildlinge, deren seelische Schwunglosigkeit und platteste Prosa ein trauriges Nichtkönnen bloßlegen. Wie himmelweit Laube von einem wahren Dichter entfernt ist, wird am augenfälligsten durch die häufige Anwendung von vermeidbaren Fremdwörtern bewiesen, die selbst in den Vers-Abschnitten seiner Trauerspieldichtung sich finden.

Man beendet gerne ein Kapitel, das so unerfreulich ist wie dieses. Von den mannigfachen Schwächen des „Monaldeschi" liegt die größte ohne Frage in der gänzlich mangelhaften Behandlung der Sprache, sowohl in ungebundener wie in gebundener Form.

Schluß.

Ausblick auf Laubes ferneres Schaffen.

Wie in der Würdigung (S. 81, 82 u. 92) ausgeführt, enthält die Wesensart des Monaldeschi zwei Gegensätze, einmal den glücksuchenden Abenteurerdrang des jungdeutschen Helden, zum anderen das Eintreten für die bestehende sittliche Ordnung mit ihren Pflichten. Die Hauptgestalten von Laubes späteren Dichtungen entwickeln sich nun derart, daß bei ihnen die jungdeutschen Eigenschaften zwar immer wieder in irgend einer Form anklingen, aber an Bedeutung gegenüber dem sittlichen Wollen immer mehr zurücktreten. Schon im nächsten Stücke „Rokoko“ benutzt der Marquis von Brissac seine Gabe geistreicher Unterhaltung und zwingender Ueberlegenheit Frauen gegenüber eigentlich nur, um die Marquise von Pompadour vor schlechtem Handeln zu bewahren. Die Veredelung des Helden schreitet fort im „Struensee“, dessen Handlung eine große Aehnlichkeit mit der des „Monaldeschi“ hat. Der kühne, ehrliche deutsche Struensee steigt durch Kenntnisse und Gewandtheit zum Arzt und Minister des Königs von Dänemark empor, gefördert durch die Liebe der Königin. Sein Streben gilt dem Wohle des Landes. Gegner des Fremdlings sind der landeingesessene Adel, aber die Ursache seines schließlichen Unterganges ist Eifersucht. Der deutsche Held Struensee bildet den Uebergang zu Laubes nachfolgenden deutschen

Bühnendichtungen, deren erste „Gottsched und Gellert“ ist. In diesem Stücke erinnert Herr von Rothenhan, der als verkleideter Diener sich Cato nennt, an jungdeutsches Heldentum, aber sein Wollen zeigt höchste Sittlichkeit; denn er strebt nicht nach eigenem Glück, er strebt nach dem Glücke seines zerrissenen Vaterlandes und sieht dieses Glück in der Einigung aller deutschen Stämme. Es gipfelt diese Entwicklung Laubes in den zwei nächsten Dichtungen: „Die Karlsschüler“ und „Prinz Friedrich“; sie behandeln die Jugendschicksale zweier Männer, deren Taten in das Herz eines jeden Deutschen unvergänglich eingeschrieben sind; denn die Namen dieser Männer sind: Friedrich von Schiller und Friedrich II. von Preußen.

In dieser Hinsicht wäre somit alles gut, vorausgesetzt, daß die vaterländische Begeisterung wirklich der inneren Ueberzeugung des Dichters entsprungen ist und nicht der kühlen Ueberlegung des Theaterleiters, der genau weiß, was dem verehrten Publikum augenblicklich vorgesetzt werden muß, um allabendlich ein beifallfreudiges Haus und eine volle Kasse zu haben. Aber wie steht es mit Laubes künstlerischer Entwicklung? Hier weist das besprochene Anfängerstück mit Sicherheit die Wege, auf denen des Verfassers Kunstschaffen wandelt und wandeln muß. Aus allen Teilen des „Monaldeschi“ ergab sich immer wieder, daß sein Schöpfer ein nüchterner Verstandesmensch ohne warmes Fühlen ist, und demgemäß verläuft die Entwicklung. Sein Verstand macht Fortschritte und eignet sich gelehrig an, was beim Dichten, vor allem beim Bühnendichten erlernbar ist: Eine sichere Beherrschung der erprobten dramatischen Gesetze und die Anwendung von allerlei Kunstgriffen, die eine sichere Wirkung auf den Zuschauer verbürgen, Vorhandene Fähigkeiten lassen sich ausbilden, aber die fehlenden herbeizaubern kann auch der beste Wille nicht. Aus diesem Grunde mangelt den übrigen Werken die innere Wärme ebenso wie dem „Monaldeschi“. Trotz aller mit vollendeter Fertigkeit geschürter Spannung und befriedigender Lösung

bleibt unser Herz im Tiefsten ungerührt, es suchte in der Dichtung eine Seele und findet nur Verstand. Die Zeit hat auch hier das Werturteil gefällt: Laubes Werke sind mit wenigen Ausnahmen, die selten genug gespielt werden, von der Bühne unserer Tage verschwunden.

Bücher, die benutzt wurden.

Heinrich Laubes gesammelte Werke in 50 Bänden, herausg. von Heinrich Hubert Houben, Leipzig 1908. („Monaldeschi" abgedruckt in Bd. 23, Seite 9—151).

Arckenholz, von: Historische Merkwürdigkeiten die Königin Christina von Schweden betreffend, Leipzig und Amsterdam 1752.

Bulthaupt, Heinrich: Dramaturgie des Schauspiels, Bd. III, Oldenburg und Leipzig 1901.

Dumas, Alexander: Théatre complet, Paris 1906.

Freytag, Gustav: Die Technik des Dramas, Leipzig 1890.

Goethes Werke: Herausgegeben i. Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar, Weimar 1887.

Houben, Heinrich Hubert: Heinrich Laubes Leben und Schaffen, Leipzig 1906.

Kleist's, Heinrich von, Werke, berarbeitet von Erich Schmidt, Leipzig und Wien ohne Jahr.

Mayrhofer, Otto: Gustav Freytag und das Junge Deutschland. Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, heransg. v. Dr. Ernst Elster, Marburg 1907.

Raumer, Friedrich von; Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, Band 5. Leipzig 1835.

Schillers Werke, herausg. von Ludwig Bellermann, Leipzig und Wien ohne Jahr.

Shakespeare, William: Sämtliche dramatische Werke übersetzt von August Wilhelm von Schlegel und Ludwig Tieck, Stuttgart 1905.

Velde, C. F. van der: Sämtliche Schriften, Bd. 7. Christine und ihr Hof, Stuttgart 1855.

Wienbarg, Ludolf: Zur neuesten Literatur. Mannheim 1835. 2. Aufl. Hamburg 1838.

Inhaltsangabe.

	Seite
Vorwort; Bisherige Arbeiten über den „Monaldeschi".	5—6
Hauptteil: I. Inhalt.	7—10
II. Entstehungsgeschichte.	11—42
1. Laubes Entwicklungsgang bis zum ersten Aufleuchten des „Monaldeschi".	11—15
2. Vom ersten Aufleuchten des „Monaldeschi" bis zu seiner Vollendung.	15—21
3. Ueberblick über den Geist der Zeit.	21—25
4. Anlehnungen an frühere Werke.	25—27
5. Anlehnungen an Werke fremder Verfasser.	27—32
6. Geschichtliche Quellen.	32—42
III. Würdigung.	43—77
1. Allgemeiner Ueberblick.	43—47
2. Handlung.	47—56
3. Charakter.	56—74
4. Sprachstil.	75—77
Schluß: Ausblick auf Laubes ferneres Schaffen.	78—80
Bücher, die benutzt wurden.	81

Lebenslauf.

Ich, Fritz, Gottlieb Wilhelm Stißer, wurde am 11. Juli 1889 als Sohn des Rentiers August Stißer und seiner Ehefrau Johanna, geb. Meyer, in Hannover geboren.

Meine Staatszugehörigkeit ist preußisch, mein Bekenntnis ev.-luth. Von Ostern 1896 besuchte ich das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium meiner Vaterstadt und verließ diese Anstalt mit dem Zeugnis der Reife 1910 im Januar.

Im nachfolgenden Sommersemester studierte ich in Lausanne, die späteren Semester bis einsch. Wintersemester 1914/15 in München und zwar Deutsch, Geschichte, Philosophie und Kunstgeschichte.

Der Krieg rief mich auf Jahre an die Westfront. Nach Rückkehr aus französischer Kriegsgefangenschaft betätigte ich mich im kaufmännischen Leben, um im Sommersemester 1926 als Lernender zur Wissenschaft zurückzukehren.

Meine Lehrer, denen allen ich Dank schulde, waren in München: *v. Aster, Grauert, v. d. Leyen, Meyer, Muncker, Pfänder, Strich, Unger, Voll;* in Marburg: *Busch, Elster, v. Premerstein.*

Ich möchte nicht verfehlen, Herrn Geheimrat Prof. Elster, unter dessen freundlicher Förderung die vorliegende Arbeit zustande gekommen ist, an dieser Stelle meinen besonderen Dank auszusprechen.